

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

10.

Donnerstag, am 5. März 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Angelina.

Novellette von J. B.

— — — — — nimmer
Sollten Nord und Süd sich küssen!
Müllner.

In der Kirche di St. Pietro in Montorio zu Rom lehnte, unfern der großartigen Statue Mo-
sis von Michel Angelo, ein junger Mann an ei-
nem Pfeiler und blickte, wie es schien, mit ge-
spannter Erwartung nach dem Portal. So oft
eine verschleierte Frauengestalt hereinschritt, spannte
er die Sehne seines großen blauen Auges, und
wie Pfeile drangen die Blicke durch den hüllen-
den Schleier; aber keiner traf das ersehnte Ziel.

Wohl manche blühende Tochter des heißen,
südlichen Himmels wendete das schwarze Locken-
köpfchen mit den feurigen Augen und dem dunk-
len, glühenden Teint nach dem blonden Sohne
des Nordens — er aber achtete nicht darauf; er
stand und schaute unverwandt nach dem Portale.

In der einen Hand hielt er ein zusammen-
gerolltes Blättchen, das er mechanisch zwischen
den Fingern drehte. Es entschlüpfte ihm und
rollte auf dem glatten Marmorboden zur Seite
nach einem Betstuhle. Um es wieder aufzuheben,
näherete er sich demselben, und in dem Augen-
blicke, als er sich darnach bückte, fiel ein andres
zusammengerolltes Blättchen zu seinen Füßen. Er
hob beide auf, und im Begriff, das fremde zu-
rückzugeben, sah er im Betstuhle, in den Winkel
geschmiegt, diejenige Frauengestalt, nach der er
bis jetzt vergeblich gespäht, in der Meinung, sie
müsse durch das Portal noch eintreten.

„Si legge!“ lispelte leise die Verschleierte, und
der junge Mann, freudig überrascht, zog sich hin-
ter den Pfeiler zurück, um das Papier aufzu-
rollen.

„Folge mir heimlich nach!“ las er. Es wa-
ren dieselben Schriftzeichen der schönen Hand, wel-
che ihm das erste Briefchen in der Kirche am
Tage zuvor zugespielt hatte, und welches die Ein-
ladung zum heutigen Rendezvous enthielt.

Der junge Mann, ein deutscher Maler, harrte

mit Ungeduld auf Beendigung der Messe. Das Mädchen, mit dem er noch nicht ein einziges Mal gesprochen, ja die er kaum zum vierten Male, und noch dazu verschleiert gesehen, erregte nicht bloß seine Neugier, sondern versetzte seine Phantasie in eine höhere Spannung. Daß ihm ein zärtliches Abenteuer bevorstehe, konnte er aus des Mädchens Beginnen um so sicherer schließen, als er wußte, daß dergleichen in Rom nicht eben zu den Seltenheiten gehörten. Daß sie schön sei, verrieth ihm die blühende Gestalt, der schwebende Gang und sein scharfer Blick, der trotz des dichten Schleiers die Schönheits-Wellenlinien ihres Gesichtes verfolgt hatte.

Die Messe war zu Ende, die Schöne stand auf, mit ihr die Bose, in deren Gesellschaft der Maler sie stets gesehen. Am Weihwasserbecken lüftete sie den Schleier, um sich zu besprengen, und benutzte die dabei nöthige Handbewegung zu einem bedeutungsvollen Winke für den Maler, der geblendet vom Glanze ihres ausdrucksvollen feurigen Auges, ihr zur Seite stand, gleich als sei er im Begriff, sich auch mit dem Weihwasser zu besprengen, obwohl es nicht Gebrauch der Kirche war, zu welcher er sich bekannte.

„Folge mir heimlich nach!“ stand auf dem Blättchen geschrieben. Er that, wie ihm geheißen, und schritt in einiger Entfernung den beiden Frauen nach, bei der großen Fontaine Paul's des V. vorbei, deren Wasser mit ungeheurem Getöse in das große Bassin stürzt, und von diesem abströmend, mehre Mühlen treibt. Bei jeder Ecke, um welche sie bogen, sah sich das Kammermädchen um, ob Reinald, so hieß der Maler, auch folge.

So war er durch manche Gasse nachgegangen, als er sich am Ufer eines jener vielen Kanäle befand, die nach allen Richtungen hin von der Tiber aus die Siebenhügelstadt mit ihren 343 Kirchen durchkreuzen.

Da das Wasser die Grundmauern der Häuser umspült, die dort dem Kanal ihre Rückseiten zugehren, so konnte man nur mit Hülfe der Gondeln zu den für den höchsten Wasserstand berechneten Thüren und Pforten gelangen, zu welchen vom Wasserspiegel aus bei den meisten Häusern

nur hölzerne, bei wenigen aber steinerne Stufen führten.

Einzelne dieser Kanäle bieten einen höchst eigenthümlichen Anblick, der mit dem der großartigen und prachtvollen Gebäude der volkbelebten Straßen um so mehr contrastirt, als dort Alles wie ausgestorben erscheint, und nur ein paar in Lumpen gehüllte Schiffer auf schlechten, morschen Rähnen das träge, zwischen den baufälligen Holzbaracken sich hinschleichende Wasser beleben.

Die beiden Frauen waren schon in eine Gondel gesprungen, als Reinald am Kanale, durch eine enge Schlippe angelangt, stand. Sie stiegen nicht weit davon vor einem ausnahmsweise hübschen Hintergebäude auf einer Treppe ab, welche zu einer eisenbeschlagenen Thüre führte. Während der Gondolier zurückruderte, sah Reinald, wie die Verschleierte erst mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte, dann fünf Finger der rechten und vier der linken Hand zeigte, und zuletzt winkend auf die Thür deutete. Die Frauen schlüpfen hinein.

Da stand nun Reinald, und obwohl er die Zeichen zu deuten verstand, so wußte er doch nicht, wie ihm geschehen. Zerstreut sprang er in die Gondel, als ihn der Schiffer, in der Voraussetzung, er wolle auch übergefahren sein, dazu aufforderte. Erst als er ihn fragte, wohin er ihn fahren solle, besann er sich. „Du sollst mich spazieren fahren!“ sprach Reinald. Der Schiffer, dem das auf diesem Kanal noch nicht vorgekommen sein möchte, ruderte ihn schweigend den Kanal entlang am Hause vorbei, in welches die Frauen getreten waren. Reinald blickte hinauf, sah sie aber nicht, weshalb er bald wieder umzukehren befahl. Beim Aussteigen warf er dem Schiffer einige Quattrinos zu.

„Ad un' altra volta Signor!“ rief dieser, und es geschah, denn mit anbrechender Nacht stand Reinald wieder am Kanal, rufte den Gondolier, stieg in den Kahn und ließ sich nach dem bewußten Hause fahren. Noch ehe er es erreicht, sah er schon, trotz der Dunkelheit, etwas Weißes durch die halbgeöffnete Thür schwimmern. Als er aus der Gondel auf die Treppe sprang, wurde sie leise angezogen. Er öffnete, ein warmes, weiches Händchen griff nach der seinen und zog ihn sich

nach. Reinald klopfte hörbar das Herz, als er die finstere, enge Treppe hinaufgeführt ward. Seine Hand zitterte in der, die ihn zuweilen zärtlich drückte.

„Vieni mio dolce ragazzo!“ lispelte leise seine Führerin, öffnete eine Thüre, und schob ihn, ohne zu folgen, hinein.

Reinald sah sich in einem kleinen, netten Zimmer, das von einer hinter einem Schirme brennenden Lampe spärlich erleuchtet war. Auf dem Sopha saß eine blühende Jungfrau, deren reizende Formen ein leichtes Nachtgewand dicht umhüllte.

Gleich als scheue diese sich, ihn anzublicken, hielt sie, von ihm halb abgewendet, die gefalteten Hände mit der äußern Fläche gegen die Augen; bald aber, wie nach einem kurzen aber heftigen Kampf mit sich selbst, riß sie dieselben auseinander, breitete die Arme aus und stürzte mit den Worten: „Hab' ich Dich endlich Du Süßer!“ auf Reinald zu.

Dieser, auf solch einen Empfang nicht gefaßt, obgleich er die Leidenschaft italienischer Frauen in der Liebe kannte, war zu befangen, als daß er ihr mit gleichem Feuer hätte entgegentreten können, und leicht würde die Art und Weise, wie er die stürmische Umarmung der reizenden Angelina, so hieß das liebende Mädchen, aufnahm, ihr als berechnete Kälte erschienen sein, wenn im Drange des überströmenden Gefühls nicht ihre nüchterne Besonnenheit untergegangen wäre.

Erst als sie neben ihm saß, in seinen blonden Locken wühlte, küssend an seinem Munde hing und wieder und immer wieder sagte, wie sie ihn liebe seit dem ersten Augenblicke, und wie sie wachend geträumt und träumend gewacht, da entfachte des Südens Gluth des deutschen Herzens stilles Feuer zu hellerer Flamme.

„Ach, wie schlägt Dein Herz so laut!“

„Das Deine nicht auch?“ fragte Angelina und preßte lauschend das Köpfchen mit der entfesselten Lockenfülle an seinen Busen.

„Das Kleid steht Dir schön!“ sagte Angelina, „aber jetzt mag ich's nicht leiden, es ist so garstig dick, daß ich weder fühlen noch hören kann, wie Dein Herz schlägt!“

Reinald trug, wie viele deutsche Maler in

Rom, einen schwarzen Schnurenrock mit weißem Halskragen, auf welchen sein blondes Haar in üppiger Fülle herabfloß. Angelina hatte ihre Freude daran und löste eine Schlinge nach der andern von den künstlich mit Seide übersponnenen Knöpfen. Reinald wehrte ihres süßen Spieles nicht, und als er ihre glühende Wange an seinem Herzen fühlte und die Küsse ihres süßen Mundes, da umschlang er stürmischer die reizende Jungfrau, die einen ganzen Himmel der Liebe ihm ins Herz lächelte und von deren Küssen seine Gedanken in seliger Entzückung untergingen.

Berauscht, seiner selbst nicht klar bewußt, verließ Reinald lange nach Mitternacht das liebende Mädchen. Die Zofe führte ihn leise wieder die finstere Treppe hinab und drückte zärtlicher, fast stürmisch seine Hand. Reinald duldete es und drang dem Mädchen, als er zur Thür hinaus schlüpfte, ein Goldstück auf.

„Ach Gold statt Küsse!“ seufzte sie leise. Aber Reinald schlug die Thür hinter sich zu, stand auf der Treppe am Wasser und spähte vergebens nach einer Gondel. Er rufte. Kein Schiffer regte sich. Es war todtenstill, selbst das Wasser plätscherte nicht, und nur die Glocken der fernen Thürme mahnten in abgemessener Rede an die flüchtige Zeit, die sich Reinald jetzt zu einer Ewigkeit ausdehnen zu wollen schien.

Angelina, die aus Vorsicht die Gardinen vorgezogen hatte und ihm nicht nachschaute, wollte und konnte er nicht rufen; und die Thüre zu ihr war verschlossen. Müde des langen Harrens, stürzte er sich aus den Armen der Geliebten in die des kalten trüben Wassers, und schwamm bis zum Strandplaz, von wo aus er seiner Wohnung zueilte.

Nach einigen Tagen fuhr er zur bestimmten Stunde wieder nach dem Hause, ließ sich aber diesmal vom Schiffer für ein gutes Trinkgeld zur Nacht einen Kahn vor die Thüre anhängen, auf dem er, ohne wieder ein abkühlendes Bad nehmen zu müssen, zurückkehren konnte.

Abermals führte ihn die Zofe zum traulich stillen Stübchen, abermals geleitete sie ihn die finstere Treppe hinab, drückte zärtlich seine Hand, seufzte und weigerte sich, Gold statt der Küsse zu nehmen.

So hatte er schon mehre selige Nächte in Angelinens Armen durchwacht, als er einst wieder zur bestimmten Stunde von dem Kammermädchen, die, wie Reinald nun wohl gemerkt hatte, gleiche Leidenschaft mit ihrer Gebieterin für ihn hegte, die Treppe hinauf in Angelinens Zimmer geleitet ward. Zu seiner Verwunderung war es aber diesmal finster und Angeline nicht zugegen.

In sehnsüchtiger Erwartung hatte er sich träumend auf das Sopha gelehnt, da ging die Thüre auf. Die Geliebte stürzte auf ihn zu, umschlang und küßte ihn stürmischer als je. Nicht Worte, nur Seufzer bot sie küßend seinem zärtlichen Beginnen.

Da auf einmal rief es draußen ganz laut: „Marie! Marie! So schließ doch auf!“ — Es war Angelinens Stimme.

Betroffen und verwundert fuhr Reinald auf und mit den Worten: „Gott, ich bin verloren!“ rang sich die Jungfrau, die er für Angeline gehalten, aus seinen Armen los — es war Maria, ihre Jose.

„Schweig! bei meiner Rache!“ sprach sie halb flehend, halb drohend, sprang nach der Kammer und ließ Reinald mit seiner Verwirrung allein.

Noch ehe er sich gesammelt, stürzt Angeline mit der Lampe in der Hand wie eine Furie herein und zog Marien gewaltsam hinter sich nach.

„Ah Detestata!“ rief sie, „bekenne, Du warst bei ihm allein! — Bekenne, Treuloser! Du hast sie geküßt!“

Reinald, der nicht wußte, wie ihm geschah, wich entsetzt vor der Verzweiflenden zurück, und da er hierauf ihrer Wuth die deutsche Ruhe und Besonnenheit entgegenstellte, gelang es ihm endlich durch beharrliches Leugnen und leidenschaftsloses Versichern, daß Marie so unschuldig sei wie er selbst, Angelinens Eifersucht zu beschwichtigen. Durch verdoppelte Zärtlichkeit suchte sie ihm zwar den Austritt vergessen zu machen, doch blieb in ihm ein unangenehmer Eindruck zurück. Ihm graute vor der wilden Leidenschaft der Italienerin, deren glühende Liebe einen eben so glühenden Haß zur Seite hat. Angeline geleitete ihn am Morgen selbst zur Treppe hinab.

Wieder kehrte der Abend, an welchem die Geliebte seiner harrete. Es war ein außergewöhn-

licher, denn bisher waren nur der Dienstag und Freitag der Liebe geweiht. Angelinens Vater, ein Arzt, war an diesen Tagen regelmäßig in Gesellschaft, mit ihm die Mutter, die, wie aus Allem, was Angeline erzählt, zu schließen war, sich wenig um sie, als ihre Stieftochter, bekümmerte.

Mit geringerer Eile als gewöhnlich schritt Reinald diesmal nach dem Kanale. Schon hatte die bestimmte Stunde geschlagen, und noch stand er am Ufer und schaute in die trübe Fluth, die sich träge dahin schlich, un schlüssig, ob er die Gondel besteigen solle, die ihn schon so manchmal zur stillen Kammer getragen, wo seiner das liebende Mädchen mit zärtlichen Seufzern entgegenharrete.

Noch nie war ihm der heimliche Ort so unheimlich vorgekommen als heute. Der Regen, der von den hohen Häusern herab in das Wasser strömte, plätscherte so spukhaft. Dazu jagten graue, dichte Wolken am Himmel hin, und der Wind spielte mit den knarrenden Fensterladen der schwarzen, baufälligen Hütten, so daß Angelinens Zauberbild in Reinald's Phantasie vor dem Anblicke der unheimlichen Umgebungen einen fast dämonischen Anschein gewann.

Selbst das matt erleuchtete Strüßchen, zu welchem die finstere Treppe führte, und wo ihn Angeline gleich einer Fee in süße Wollust wiegte, erschien ihm unheimlich. Die Bilder, mit denen es geziert, erotisch üppige Scenen darstellend, und das schwellende, von Wohlgerüchen des Morgenlandes duftende Lager, auf welchem ihm Angeline zum Modell einer erwachenden Venus gedient, kurz Alles erschien ihm so fremdartig und doch auch nieder berechnet, daß der Entschluß, ein zweiter Odysseus, der sinnebezaubernden Lyrie zu entgehen, in ihm rege ward. Die Erinnerung an jene Scene, wo ihm statt der eifersüchtigen Geliebten die nicht minder gefährliche Marie einige Küsse in stürmischer Umarmung abgestohlen, bestärkte ihn vollends.

Froh, daß selbst der Zufall seinen Entschluß zu begünstigen schien, denn weder Schiffer noch Kahn war zu sehen, war er eben im Begriff, den Kanal zu verlassen, als der Schiffer rasch gerudert kam und rief: „Da bin ich, Signor!“

Ohne des Zurufs weiter zu achten, wollte er fort gehen, da rief der Schiffer abermals mit lauter Stimme: „Signor! Eure Donna harret schon lange!“ und sprang an's Land.

Der Umstand machte seinen Entschluß wankend. Zögernd stieg er in die Gondel, zögernd stieg er aus, und würde vielleicht auch noch gezögert haben, die Thüre zu öffnen, wenn nicht Marie ihn hastig bei der Hand gefaßt und hinein in's Trockne gezogen hätte.

„Hat sich Deine Herrin zufrieden gegeben?“ fragte Reinald und erwiderte den Druck ihrer warmen Hand.

„Ja!“ entgegnete Marie. „Aber die kurze Seligkeit, die ich mir gestohlen, müßt' ich gewiß furchtbar büßen, wenn sie wüßte —“

„Daß wir uns aus Versehen geküßt?“ sagte Reinald ergänzend.

„Ah grudele ragazzo!“ rief Marie und drückte krampfhaft seine Hand, setzte aber dann schmeichelnd hinzu: „Lieb' ich denn minder heiß als meine Gebieterin, küß' ich denn minder feurig als sie, und sind meine Arme, die Euch umfingen, minder zart, daß Ihr den kurzen Tausch als schlimmen Betrug verwünschen solltet?“

„Ich habe ihn weder bemerkt noch beklagt!“ sagte Reinald und tappte, um das Gespräch abzubrechen, mit der Hand nach der Treppe. Marie hielt ihn aber zurück.

„Ach, ich weiß!“ sprach sie, „es ist das letzte Mal, daß ich Euch da zuführe, die ich glühend hasse, weil Ihr sie liebt. Draußen muß ich sitzen allein, indeß sie Wonne saugend an Eurem Munde hängt, in Euren Armen sehnsuchtstrunken bebt — ich lancher und weine vor Wuth und Jammer — und wenn Ihr geht — — Ah! Gold statt Küsse! — — Nun! Ihr werdet sie zum Altar führen müssen, aber der Tag der Hochzeit ist der Tag ihres oder meines Todes!“

„Mädchen, bist Du bei Sinnen?“ sprach Reinald.

„Ja, ich bin's. Vergeßt nicht, was ich sagte! Heut' zur Nacht, wenn sie kommen, denkt an mich; aber schweigt! bei meiner heißen Liebe, schweigt! ich beschwöre Euch!“

So redete Marie. Noch einmal klammerte sie sich krampfhaft an Reinald, dann riß sie sich

schnell los und geleitete ihn stumm die enge finstere Treppe hinauf.

„Sie ist nicht bei Sinnen,“ dachte er bei sich, der den Sinn ihrer seltsamen Rede nicht begreifen konnte, und war froh, als er bei Angeline eintrat.

War sie wirklich sanfter als gewöhnlich, oder erschien es Reinald nur so nach der vorhergegangenen Scene, kurz, er vergaß bald unter ihren traulichen Scherzen und heißen Küssen den unheimlichen Eindruck, den draußen in der dunkeln Regennacht die Erinnerung an sie und ihre Umgebungen auf ihn gemacht, und erlag dem Zauber der schönen See, die ihn in süßes Selbstveressen wiegte.

„Was bist Du nur so furchtsam heut, da ich bei Dir bin?“ fragte Reinald, als er bemerkte, daß sie bei jedem leisen Geräusch auslachte.

Sie lächelte und antwortete mit Küssen.

Nach Mitternacht drang der Schein von Fackeln in das matt erleuchtete Zimmer.

„Was ist das?“ rief Angeline auffahrend und eilte nach dem Fenster. „Gott mein Vater!“

Reinald sah hinab. Ein Kahn hielt vor der Thüre, in ihm vier Gerichtspersonen mit Fackeln. Ein Mann sprang heraus, zog einen Schlüssel hervor und öffnete.

„Ich bin verloren!“ schrie Angeline und rang die Hände.

Da fiel Reinald Mariens sonderbare Rede ein. Die Worte: „wenn sie kommen zur Nacht“ — „das letzte Mal, daß ich Euch geleite“ — „zum Altar führen“ klangen in ihm wieder. Ein Blick auf Angelines und — sie spielte Komödie mit ihm — kein Zweifel — sie hatte ihn hinterlistig verrathen!

Marie stürzte herein. „Der Vater, der Vater! mit Häschern! Hochzeit!“ — Schon polterte es die Treppe herauf.

„Buhlerin!“ schrie Reinald mit einem vernichtenden Blicke auf Angeline, riß das Fenster auf und sprang hinaus.

Mit einem Schrei des Entsetzens sank sie zu gleicher Zeit, als Reinald in's Wasser stürzte, ohnmächtig zusammen.

Der Vater, von den Gerichten begleitet, fand statt des Verführers die ohnmächtige Verführte.

Marie stand im Winkel und schien ein schadenfrohes Lächeln zu unterdrücken.

Als Angeline wieder zu sich gekommen, raffte sie sich auf und rufte mit herzerreißendem Jammer: „Reinald, mein Reinald!“ — aber keine Antwort hallte herauf — Alles still — nur der Regen rann plätschernd von den Rinnen und Dächern herab in den Kanal und der Wind spielte knarrend mit dem offenen Fenster.

Der Vater tobte, die Gerichtspersonen stürzten hinab — nichts rührte sich und der Kahn war fortgeschwommen.

„Seht, da habt Ihr's,“ sagte Marie, als sie mit der trostlosen Angeline wieder allein war. „Was half Euch Eure List? — da unten im Wasser liegt der Bräutigam — ein Glück, daß wir noch im Trocknen sitzen!“ setzte sie mit boshaftem Lächeln hinzu. — Angeline rang die Hände und jammerte laut.

Marions Vorwürfe waren nicht ungegründet. In Rom, wo der Clerus dem schönen Geschlechte einen großen Theil der Männer entzieht, fallen die Mädchen auf die abenteuerlichsten Intriguen, um Frauen zu werden; und da ein der Verführung Angeklagter nach den Gesetzen der Galeerenstrafe nur dadurch entgehen kann, daß er die Entehrte als seine Gattin anerkennt, so suchen nicht selten die Mädchen einen Mann, der ihnen gefällt, auf den Punkt zu bringen, wo ihm die Wahl zwischen der Heirath und der Galeere gelassen wird, die dann immer zu ihren Gunsten ausfällt.

Angeline hatte Grund zu befürchten, der Vater werde die getroffene Wahl ihres Herzens nicht billigen, theils weil Reinald ein Fremder, theils weil er, wie er oft geäußert, eine andere Verbindung mit ihr im Sinne hatte. Reinald selbst hatte ihre leisen Anspielungen auf eine eheliche Verbindung entweder nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Mehr ihre heiße Liebe zu dem schönen blonden Jünglinge, als eine gröbere eigennützige Absicht hatte sie verleitet, sich Reinald's durch eine häufig angewendete Intrigue zu versichern. Zu diesem Zwecke hatte sie Marien

beredet, dem Vater ihre heimliche Liebe zu entdecken und ihn zu bestimmen, gegen den Verführer seiner Tochter mit Strenge zu verfahren. Der Vater, nicht ahnend, daß Angeline selbst sich ihm durch Marien verrieth, gab der Jose die Weisung, dem fremden Manne den Ausweg abzuschneiden, im Fall er eher fortgehen sollte, bevor er ihn überraschend seines Verbrechens in gerichtlicher Form überführen könne.

Angeline, ungeduldig auf den erwarteten glücklichen Ausgang, hatte Reinald deshalb einen Tag früher zu sich beschieden.

Sie war wie vernichtet. Von dem Vater sah sie sich hart gescholten, von Marien verhöhnt und von dem Geliebten als Buhlerin verflucht. — Als der Morgen dämmerte, starrte sie hinab in den tödtlichen Strom, der ihn verschlungen.

Der Himmel hellte sich auf, die Wolken verschwanden — aber in ihrer Seele blieb es Nacht.

Einige Tage darauf sammelte sich das Volk auf dem Plage di St. Pietro in Montorio um einen Haufen Häfcher, mit denen sich ein einzelner Mann herumschlug, ein Schauspiel, welches in Italien keine Seltenheit ist. — Während in Deutschland ein einziger Polizeidiener oft mehre Personen auf einmal arretirt, so sammelt sich in Italien eine ganze Schaar Häfcher zu gleichem Zwecke um einen einzigen Mann, der sich trotz dem, wie es häufig geschieht, doch noch durchschlägt und glücklich entkommt; denn hat er einmal die Häfcher im Rücken, und ist er sonst ein guter Läufer, so ist er geborgen. Das Volk, das sich des Bedrängten stets annimmt, hilft ihm wohl gar noch zur Flucht.

So geschah es auch jetzt. Der Verfolgte wehrte sich tapfer, schlug sich durch und rannte unter Beifallruf des gaffenden Hausens pfeilschnell von dannen.

„Ein schöner Mensch!“ sprach ein Schiffer zu seinem Kollegen und schaute dem Enteilenden nach. „Ich hab' ihn schon manchmal zu seiner Donna gegendelt — 's hat mir auch immer ein gutes Trinkgeld eingebracht. — Sieh, so gut wie er läuft, so gut schwimmt er auch! Denke Dir, neu-

lich bei dem großen Regenwetter springt er, mir nichts Dir nichts, vom obern Gestock zum Fenster heraus gerade in den Kanal. Ich hör's von Weitem plumpen, denke: was muß denn das sein? — fahre drauf zu und — siehe da! — er schwimmt mir in den Lauf und zieht noch oben drein den Kahn sich nach, aus welchem vor demselben Hause einige Gerichtsdiener mit Fackeln abgestiegen waren. Vermuthlich hatte er Scandal bekommen, und damit sie ihm nicht nachsetzen sollten, den Kahn mitgenommen. — „Behalte den Kahn bei Dir!“ sagte er, als ich ihn in meine Gondel aufgenommen hatte. Trotz dem, daß ihm das Wasser an den Kleidern herunter rann, griff er in die Tasche und gab mir eine Hand voll Quattrinos. Ich brachte natürlich den Kahn nicht zurück, sondern ließ ihn schwimmen. Gott weiß, wo sie ihn wieder bekommen haben!“

Der Flüchtling war indeß längst aus dem Gesichtskreise des Volkes verschwunden. Es war Niemand anders als Reinald, der sich durch den Sprung vom hohen Fenster herab glücklich gerettet, und dem jetzt, auf Anklage von Angelinen's Vater, das Gericht nachstellen ließ. Er war als Verführer ihm anheimgefallen. — In seiner Wohnung angekommen, raffte er eilig seine Papiere und wichtigsten Effecten zusammen, um, weil er erfahren, was ihm bevorstand, so schnell als möglich Rom zu verlassen. Im deutschen Gesandtschaftshause, wo er seinen Paß forderte, ward er aber, da das Gericht bereits Anzeige gemacht, verhaftet.

Im Gefängnisse hatte er Muse, seine üble Lage ruhig zu überlegen. — Auf der einen Seite die Galeeren, auf der andern die Verbindung mit Angelinen. Er konnte nicht wählen.

Ihr schönes Bild, all der süße Liebeszauber, mit dem sie ihn berauschte, all die genossene Seligkeit in ihren Armen — nichts sprach für Angeline. Er sah nur in ihr die eifersüchtige Furie, die schlaue berechnende Buhlerin. — Je mehr er das Bild, das er sich von ihr entwarf und wozu ihm die letzten beiden Abende Skizzen geliefert, ausführte, desto mehr kam er zu der Ueberzeugung, Angeline habe ihn, den unerfahrenen Fremdling, schlaue an sich gefesselt, um ihn zum Deckmantel ihrer Schande zu benutzen. — So

wurzelte Verachtung gegen die in seinem Herzen, die, er gestand es sich selbst, nicht Liebe, nur Sinnenrausch in ihm erweckt hatte.

Der Tag des Gerichts erschien. Sie stand dem Verklagten mit dem Vater, einem Notar und Marien gegenüber. Angeline, in Schleier gehüllt, blickte nicht auf.

In gerichtlicher Form fragte der Richter, ob er die Verschleierte kenne, ob er sie Nachts heimlich besucht, ob er sie verführt, und fügte hinzu, er möge wohl bedenken, daß Zeugen vor den Zeugen nichts helfe.

„Ja und Nein!“ gab Reinald zur Antwort, und erklärte, als man ihm einschärzte, an diesem Orte sich keine *Motria* zu erlauben, daß Ja beziehe sich auf die beiden ersten Fragen, das Nein aber auf die letzte, denn nicht er, sondern sie habe ihn dazu verleitet, worüber er sich auch durch zugesteckte Briefchen ausweisen könne.

Man nahm auf die Unschuldigung keine Rücksicht — sie kam ja bei jeder ähnlichen Verhandlung vor.

Als man ihn aber fragte, ob er die Entehrte bei Vermeidung der Galeerenstrafe als seine Gattin anerkennen wolle, rief er empört: „Seit wann ist man den Buhlerinnen diese Ehrenrechtfertigung schuldig? — Die Dame hier — war meine Maitresse!“

Angeline sank ohnmächtig zusammen, der Vater drang mit geballter Faust auf Reinald ein, doch hielt ihn sein Notar von Thätlichkeiten ab. — Nicht des Arztes Beginnen, das im Angesicht der Richter nichts Neues war, sondern Reinald's Beschuldigung gegen die Tochter des geachteten Farrinari machte sie Staunen.

Auf die Frage, ob er diese Anklage durch Beweise begründen könne, sagte Reinald: „Ja, denn ich habe ihre Gunstbezeugungen für Gold erkauft!“

„Schändlicher! Du lügst!“ schrie Angeline mit wuthersticker Stimme, nachdem sie sich wieder aufgerafft.

Die Richter verlangten Beweise.

„Hier steht mein Zeuge!“ sprach Reinald, auf Marien deutend. „Ihr habe ich aus Artigkeit das Gold so oft gegeben, als ich von der Buhlerin ging!“

Die Richter forderten Marien zum Bekenntnisse auf. Diese, auf Reinald's Seite, gestand die Wahrheit seiner Aussagen zu und erklärte, sie habe zwar nicht geglaubt, daß es für ihre Gebieterin bestimmt gewesen, auch habe sie das Gold nicht annehmen wollen, doch Angeline sei in sie gedrungen, es nicht zurückzuweisen, sondern selbst zu behalten.

Die Richter schwiegen. Angeline sank ohnmächtig wieder zusammen. Der Vater protestirte, der Notar drang auf strengere Untersuchung. Das Verhör ward aufgehoben und Reinald auf Weiteres entlassen.

Was anfänglich nur Entschluß aus Angst vor der Galeere und Furcht vor der Verbindung mit Angeline war, gewann allmählig in Reinald's Vorstellung den Schein des größten Rechtes. Mit Hülfe eines Sachwalters hoffte er den Handel zu seinen Gunsten schlichten zu können, ohne zur heimlichen Entweichung aus Rom seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er harrete von Tag zu Tage auf eine Ladung vor's Gericht. Sie kam nicht.

In den Stunden, wo die Sonne am höchsten steht, wo die heiße, schwüle Luft das Athmen erschwert, sind die Straßen der Städte Italiens menschenleer wie in Deutschland zur Nachtzeit. Träge schleppen sich die Wandelnden oft auf großen Umwegen nach einem nahen Ziele im Schatten der Häuser hin, und nur die Deutschen, obwohl sie mehr als jene von der brennenden Sonnengluth leiden, gehen gerade aus, wo sie am nächsten kommen. Keuchend liegen die Lazzaroni im *dolee far niente* auf der Straße im Schatten und schauen mit nichts sagendem Blicke in den Himmel, nach dessen dunkler Bläue der Nordländer sich sehnt. In den Häusern selbst liegen die Menschen, unfähig zu jeder Beschäftigung, und sind froh, wenn sie die heißen Stunden verschlafen können. Weht aber vollends der giftige *Sirocco*, dann scheint Alles wie ausgestorben, und wer ja noch auf der Straße sich befindet, der liegt auf dem Boden und läßt den gefährlichen Wind über sich hinstreichen.

Reinald hatte die Palette hingeworfen, die dichten Gardinen vorgezogen, und lag erschlaft, halb wachend, halb träumend auf dem Sopha. — Da ging die Thüre auf. — Angeline stürzte in's Zimmer, auf Reinald zu, und ehe er sich besinnen konnte, was mit ihm vorging, fühlte er sich von ihr umschlungen und mit wilder Gewalt an's Herz gedrückt.

„Wer bist Du? Was beginnst Du? Bist Du wahnsinnig?“ fragte Reinald, richtete sich auf und suchte sich loszuringen.

Angeline stürzte ihm händeringend zu Füßen. „Idolo adorato!“ rief sie flehend mit zitternder Stimme. „Erbarme Dich! Sieh, ich bin verstoßen vom Vater! Du hast mich elend gemacht! Zu Deinen Füßen bettelle ich um Liebe! Erhöre mich!“

„Steh' auf!“ sprach Reinald. „Was soll die Komödie? — Besinne Dich und geh! Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen!“

Angeline raffte sich auf, warf einen durchbohrenden Blick der Verzweiflung auf den Geliebten, riß hinter dem Schleier einen Dolch hervor und zückt ihn nach seiner entblößten Brust. Reinald entging durch eine geschickte Wendung dem gefährlichen Stöße und rang ihr mit Kraft der Verzweiflung den Dolch aus der Hand.

„Fliehe, Wahnsinnige!“ rief er mit wild rollendem Auge.

Angeline stürzte fort.

Den Dolch in der Hand stand er noch lange und starrte ihr nach.

Als er sich gesammelt, legte er die Kleider an und ging fort. — Er hatte keine Ruhe — er war tief erschüttert. In Gedanken verloren schritt er einsam auf den leeren Straßen hin. Die Worte: „Erbarme Dich der Verstoßenen — Du hast mich elend gemacht!“ klangen wie ein Fluch in ihm nach. Das Bild der Flehenden, die ihm zu Füßen rang, kam ihm nicht aus dem Sinne. „Wie? wenn sie Dich wirklich geliebt — wenn sie unschuldig — wenn Dein Zeugniß wider sie —?“ Er wagte die Gedanken, die ihn peinigten, nicht auszudenken.

Lange irrte er so umher. Endlich, wie von einer geheimen unbekanntem Macht getrieben, war er in die Nähe ihrer Wohnung gekommen. Er sah wieder, was um ihn vorging. Alles erinnerte ihn an sie und die schönen Stunden, die er in ihren Armen selig verträumt. — Er ging durch das enge Gäßchen nach dem Kanal. Da erblickte er den Schiffer, der ihn so oft zu ihr gebracht, mit noch zwei anderen in der wohlbekannten Gondel. Die Fenster der Hintergebäude waren mit Menschen angefüllt. Die Schiffer mit Stangen und Haken waren beschäftigt, den tiefen Grund des Kanales zu untersuchen.

„Da, da! greift mit zu!“ rief Reinald's Gondolier und bog sich mit den Collegen über den Rand des Rahnes. — Sie zogen einen Leichnam heraus. — Reinald erstarrte. — Es war Angelina! —

Auf der Treppe vor der Liebsten Thür stand Marie und winkte. Reinald sah es aber nicht. Wie vernichtet schlich er nach Hause.

Am dritten Tage erhielt er einen Brief. Er las folgende, mit zitternder Hand undeutlich geschriebene Worte:

„Geschändet als Buhlerin, verstoßen vom Vater, verschmäht von Dir — was soll mir das Leben? — So groß meine Rache, so heiß meine Liebe! Weder jene noch diese gewährt Du! Glend durch Dich, Grausamer, vernichtet mit dem Leben ihre Liebe

Deine unschuldig geopfert

Angelina.

Sie hatte den Brief Marien zur Besorgung übergeben, wenige Augenblicke zuvor, ehe sie in den Fluthen das Ende ihrer Leiden suchte.

Reinald lebt jetzt in Deutschland. Er ist ein großer Künstler; und wer die Meisterwerke seiner Hand kennt, preist ihn glücklich um seiner Kunst, im Leben aber ist er's nicht. — Ein ernster, bleicher Mann, hat er längst mit ihm und sich abgerechnet.

Meer und Perle.

Ich kenn' ein Meer, zu dessen Grunde
Kein sterblich Auge noch geschaut,
Ein Meer, in dessen kleinem Runde
Der ganze weite Himmel blaut.

Und eine Perle hält's verborgen,
Die edler, denn ein Kaisergut,
Klar, wie ein heller Frühlingsmorgen,
Der thauend auf den Bergen ruht.

Ein Fischer taucht in seine Tiefe
Und lockt die Perl' aus ihrem Schrein,
Und bringt, wie tief und fest sie schlief,
Sie doch empor zum Sonnenschein.

Im Menschaug', dem milben, feuchten,
Da liegt mein unerforschtes Meer
Und meiner Perle klares Leuchten,
Es ist die Thräne Kummerschwer.

Die Thräne, die der Mann, der starke,
Heiß seiner Brust entrinnen fühlt,
Wenn tief in seinem Lebensmarke
Der Schmerz mit seinen Messern wühlt.

O Schmerzesthräne, goldner Funken,
Aus wunden Herzen ausgesät,
Wie ist doch aller Glanz versunken
Vor deiner stillen Majestät!

Wie bleicht des Purpurs stolzes Prangen,
Des Scepters und der Krone Gold,
Wenn über bleiche Königswangen
Dein liches Feuer brennend rollt!

Wie rasch du jede Klust entrückest
Vom Stroh der Armuth bis zum Thron,
Wie gleichen sich, wenn du sie schmückest,
Der Bettler und der Fürstensohn!

Ludwig Köhler.

Die „Königlichen Schauspiele“ in Berlin.

Historisch - kritisch - dramaturgisch.

Erster Artikel.

„Königliche Schauspiele“ nennt man in der preussischen Haupt- und Residenzstadt, was man in anderen Haupt- und Residenzstädten Hoftheater nennt. Man will die Hoftheater als Muster und Vorbilder für andere Bühnen betrachtet wissen; sie sollen und wollen als „Tempel“ gelten, worin den Musen Melpomene und Thalia auf würdige Weise geopfert wird, und an der Spitze dieses dramatischen Musentempeldienstes stehen als Oberpriester, den Directoren anderer Bühnen und Schauspielerprincipalen gegenüber, Intendanten, auf deren viele das bekannte Xenion Anwendung findet:

Fragt ihr nach echter dramatischer Kunst? Sie
könnte gedeihen,
Steckte der Intendant nur nicht das Geld in
den Sand,

da sie, statt alle Kräfte und Mittel dem eigentlichen Drama zuzuwenden, mit besonderer Vorliebe bald die Oper, bald das Ballet pflegen, so daß E. Walekrode in seinen „Glossen“ nicht übel bemerkt: „ein Hoftheater-Intendant, der sich besonders um das Ballet verdient macht, müsse statt anderer Orden ein Paar emailirter Tricots mit Eichenlaub an himmelblaugewässertem Band um den Hals tragen.“

Daß es um unsere deutsche Bühne nicht so bestellt ist, wie es sein sollte, ist eine alte bekannte Wahrheit und Klage. Das Theater der Gegenwart in Deutschland gehört nicht zu den erfreulichen Erscheinungen der Zeit, und eine Darstellung seiner jetzigen Sphäre, seiner gegenwärtigen Zustände und Leistungen — von der geringhaltigsten Ephemere bis zur vollendetsten Tragödie — wird selbst zur Tragödie. Ohne Princip und Haltpunkt schwankt die deutsche Bühne wie ein Schiff im Ocean, das Steuer und Segel verloren im Meeresturm und Masten und Compaß eingebüßt, ohne Ziel und Richtung, mit der einzigen Tendenz, ihre unter diesen Bedrängnissen allseitig gefährdete Existenz nach Möglichkeit zu fristen. Nichts ist an ihr beständig als ihre Unbeständigkeit; nichts ist dauernd an ihr als ihr Wechsel.

Die epidemisch eingerissene sogenannte Vielseitigkeit, obwohl von gewisser Seite so hoch gerühmt, ist das Grab der deutschen Bühne, das alleinige Centrum, wo sämtliche, von einander ganz unabhängige, isolirte Bühneninstitute Deutschlands gleich Nadienspitzen zu-

sammentreffen, indem sie sich in Aufführungen der heterogensten Producte zu überbieten beeifern. Alle huldigen dem Princip der Principlosigkeit. Ballets und Trauerspiele, Opern und Lustspiele, musikalische Quodlibets und lebende Bilder, Farcen und Vaudevilles, Dramen und Piederspiele drängen sich nach und neben einander auf denselben Bühnenbrettern, und melodramatische Ausgebirten und Zauberpopanze, beladen mit Decorationenballast und Costümwust, spuken gespenster- und feenhaft dazwischen. Auge und Ohr werden bis zum eklen Uebermaß gesättigt, und Geist und Gemüth gehen leer dabei aus. Das Gediegene muß vor dem Ephemeren zurückstehen, das gute Einheimische dem mittelmäßigen und schlechten Fremden weichen. Mit Recht sagte jüngst das Journal des Debats: „Das deutsche Theater lebt von uns, und führt doch in seiner Aesthetik ein so großes Wort über uns.“ Aber bliebe es nur bei dem „Aus und nach dem Französischen“, so möchte es einigermaßen noch hingehen, da nicht geleugnet werden kann, daß viele Bühnenspiele von Scribe, Dumas u. s. w. reich an Bühneneffect sind, woran es manchen heimischen Bühnenproducten gänzlich mangelt. Allein wir haben außer und neben jenen Uebertragungen aus dem Französischen italienische Oper, Terenz mit Masken, den Affen Jocko, Sophokles und Euripides mit Mendelssohn'scher Musik, den Hund des Aubri, Euripides Medeu, Madame Weiß mit drei Dugend tanzenden Kindern, Döbler'sche Taschenspielerereien und Nebelbilder, Beduinen und Bazarderen, lebende Bilder, russische Pantomimisten und britische Athleten, Gymnastiker, Equilibristen und akrobatische Kunststücke aus allen Zonen und Weltgegenden. Allen ohne Ausnahme gewährt die liebe gute deutsche Bühne gastliches Asyl, und das liebe gute deutsche Theaterpublikum geht in's Theater, weil — ihm nichts Anderes geboten wird. Keine einzige Bühne im ganzen deutschen Vaterlande macht von dieser Regel eine Ausnahme, weder Hoftheater noch Provinzialwinkelhühnen; auf allen Bühnenbrettern des vormaligen heiligen römisch-deutschen Reiches singt's und springt's, tänzelt's und scherwenzelt's, reckt's und streckt's sich, holpert und stolpert, stückt und flikt, huscht und pfuscht man — d. h. der dramatischen Kunst in's Handwerk. Nur das Burgtheater in Wien hält sich von Allem fern; aber eine Schwalbe macht keinen Sommer, und das Wiener Burgtheater nicht die deutsche Bühne. Indessen liebt man dort sehr das „Nach dem Französischen“.

Wie ist die Bühne Deutschlands so tief gesunken? Welche Stadien hat sie durchlaufen, welche Phasen gewechselt, ehe sie in solchen der Kunst unwürdigen, anarchischen Zustand gerathen und von ihrer Höhe herabgestürzt ist? Wer ist Schuld an ihrer Entwürdigung, an ihrem Sturze? Ich behaupte: nichts Anderes als die Hoftheater. Und zur Bewahrheitung die-

ser Behauptung lasse ich als Beispiel die Geschichte des Berliner Theaterwesens in seinen verschiedenen Perioden von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart hier folgen.

In Folge ihrer Größe und später ihres Ranges als Residenz des preussischen Staates war Berlin, wenn auch nicht von den ältesten Zeiten an, wo die ersten theatralischen Versuche durch Bürgerföhne und Handwerker in den freien Reichsstädten ein Ende nahmen und sich die sogenannten Schauspielerbanden bildeten, ein Hauptschauplatz der Thätigkeit und Entwicklung des deutschen Schauspielwesens, dessen Beginn nicht im damals unbedeutenderen Berlin, und überhaupt nicht in Nord-, sondern in Süddeutschland zu suchen ist. Von den ältesten deutschen Schauspielern sind nur die Namen Tesinger und Porscha, beide Nürnberger „Fastnachtspieler“, auf uns gekommen, während als Schauspieldichter die Namen der „Fastnachtspieldichter“ Hans Rosenblut, Hans Sachs, Hans Folz, Peter Probst und Jacob Ayrer in und mit ihren nachgelassenen Bühnenspielen aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert uns genau bekannt sind. Die Lustspiele des Terenz sind in mehrfachen deutschen Uebertragungen vorhanden aus jenen beiden Jahrhunderten, die älteste bereits aus dem Jahre 1486. Plautus erschien von Albrecht von Eybe übersetzt erst 1511, während nach den bereits oben genannten Bühnendichtern durch Originalstücke sich in jener Zeit bemerklich machten: Chr. Wirsung, G. Haverland, bekannter unter dem Namen Daniel von Soest, J. Gresse, Paul Rebhun, bemerkenswerth wegen seiner Behandlung der verschiedenen Versmaasse, ferner L. Kirchmeyer, W. Schmölzel, der älteste Bühnendichter Wiens, Sebastian Wild zu Augsburg, Adam Puschmann zu Breslau, Fr. Oedekind, M. Hayneccius und C. Spangenberg. Durch N. Manuel, P. Gengenbach, S. Birk, J. Kuef, J. Meurer, J. Frincklin, W. Bolz und M. Holzwart nahm in jenem Jahrhundert die Schweiz Theil an deutscher dramatischer Poesie, und der griechische Dramatiker Euripides wurde bereits 1584, Sophokles 1587 in's Deutsche übertragen; Aristophanes folgte erst 1613. Als erster fürstlicher Bühnendichter tritt zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig auf, von welchem sieben Dramen gedruckt auf uns gekommen sind, welche sämmtlich auf dem Theater zu Braunschweig wie auf mehreren Bühnen gegeben wurden.

Die Schauspielkunst selbst begann in Deutschland eben so unbedeutend wie bei den Völkern des Alterthums. Der Karren des Thespis, der, beladen mit allen Bühnenrequisiten, Decorationen, Garderobe u. s. w. von Ort zu Ort fuhr, diente zugleich als Bühne; nicht anders war in Deutschland der Ursprung des eigentlichen Schauspiels, nachdem Handwerker und Bür-

gersöhne keine Vorstellungen mehr gaben, und „Schauspielerbanden“ sich gebildet hatten. Die Bühne auf den Rädern mußte bald dem Schauplatz in Buden, großen Räumen und Sälen, selbst auf dem städtischen Rathhause weichen. Um 1600 begannen sogenannte englische Comödianten das deutsche Land zu durchziehen und Schauspieldarstellungen zu geben; von den von solchen Schauspielerbanden gegebenen Bühnenspielen ist noch eine Sammlung in zwei Theilen, 1620 gedruckt, auf uns gekommen. Im Vorgang dieser englischen Comödianten bildeten sich im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland eigentliche Schauspielergesellschaften unter einem Schauspielerprincipal, welche von Zeit zu Zeit wanderten, theatralische Vorstellungen gaben und die Ausübung ihrer Kunst zum ausschließlichen Beruf und Broderwerb trieben.

Als die erste derselben wird die Treusche genannt, im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts; es ist gar nichts in Bezug auf sie auf uns gekommen. C. H. Paul, Sohn eines Oberlieutenants, gründete 1626 eine Gesellschaft aus jungen Leuten besserer Herkunft und durchzog damit Deutschland. Nach ihm bildeten solche wandernde Schauspielergesellschaften der gekrönte Poet von Sonnenhammer, Caspar von Zimmern, Andreas Pandssen, S. di Scio und N. H. Richter. Italienische, französische und spanische Dramatiker wurden im Laufe dieses Jahrhunderts bereits in's Deutsche übersetzt und ihre Spiele aufgeführt, während, mit Ausnahme von Andreas Gryphius und Anderen, die deutsche dramatische Muse feierte und sich in Staatsactionen und Comödien aus dem Stegreif gefiel. Unter den spätern Schauspielerprincipalen dieses Jahrhunderts nahm Magister Johann Wettheim die erste Stelle ein. Im Jahre 1681 erschien Shakespeare auf Deutschlands Bühnen; sein „Hamlet“ war das erste seiner Dramen, welches in deutscher Bearbeitung aufgeführt wurde.

In Berlin fand früh die erste theatralische Darstellung — auf dem kurfürstlichen Schlosse statt, und zwar schon im Jahre 1589. Der Titel des Stückes, welches auf uns gekommen ist, heißt: „Eine kurze Comödie von der Geburt des Herren Christi“; es wurde „von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hofes“ aufgeführt. Der Dichter desselben war der Canonikus und brandenburgische Musikus Georg Pondo von Eisleben. Markgraf Friedrich, 1 Jahr alt, war der Repräsentant des Christuskindleins; die Jungfrau Maria wurde durch Fräulein Elisabeth von Mansfeld dargestellt. Die Prinzessinnen Magdalene, 7 Jahre alt, und die 5jährige Agnes nebst einer Maria Werther waren die drei Engel. Die Rolle des Joseph übernahm Caspar von Bürkersrodt. Da die Darstellung nur ein dramatisches Spiel am Hofe war, so verdient dieselbe hier nur als solche eine

Anführung, ohne der eigentlichen Theatergeschichte Berlins anzugehören, zu der wir nunmehr übergehen.

Am übersichtlichsten theilt man die Geschichte des Berliner Bühnenswesens in sechs Zeitabschnitte. Der erste Abschnitt reicht von den ältesten Zeiten bis zum Tode König Friedrich's I.; die zweite Epoche begreift die Zeit der Regentschaft Friedrich Wilhelm's I. (1713 bis 1740) in sich. Die dritte Periode umfaßt die Regierungszeit Friedrich's des Großen (1740 bis 1786), die vierte die Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II. (1786 bis 1797), die fünfte reicht vom Tode jenes Monarchen bis zum Regierungsantritte des jetztregierenden Königs, umfaßt mithin die für die Berliner Hofbühne blüthenreichste Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's III., und die sechste ist die Periode der Gegenwart.

Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, seit 1618 Herzog in Preußen, war ein kunstliebender Herr, und Künstler jeder Art fanden an seinem Hofe gastliche Aufnahme. So wurde denn von ihm im Jahre 1615 ein Schauspielprincipal, Junker Hans von Stockfisch geheißten, mit einer Truppe engagirt. Er war wegen seines Schauspieltalents berühmt, und erfreute sich des Schutzes des damaligen Ministers Grafen Adam von Schwarzenberg. Er erhielt vom Kurfürsten 240 Thaler jährliche Bestallungsgelder, freie Station und „wie Essen als Deputat“. Man kann ihn somit als ersten deutschen Hoftheaterdirector bezeichnen; nur ist der Name dieses ersten Hoftheaterintendanten — Stockfisch — höchst ominös.

Nachrichten über sonstige theatralische Darstellungen in der preussischen Residenz gehen nicht über das Jahr 1629 hinaus. Die Leistungen beschränken sich auf Schulkomödien. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, bemerkte es ungnädig, besonders während des dreißigjährigen Krieges, daß die Gymnasiasten in Berlin öffentlich Comödie spielten, und erließ daher ein Verbot durch eine Verordnung vom Jahre 1629 in sehr harten Ausdrücken, indem er ihre Spiele bald „hölzerne Comedien“, bald „Affereien“, bald „lauter hölzernes Wesen“ nannte. Auch Friedrich Wilhelm I. wollte, wovon ein Edict vom 30. Septbr. 1718 Zeugniß giebt, „die Comedien und Actus dramatici, dadurch nur Kosten verursacht und die Gemüther vereitelt würden“, in Schulen gänzlich abgeschafft wissen. Aber das Berlinische Gymnasium feierte noch am 14. Septbr. 1740 sein Stiftungsfest durch ein Schuldrama: der sterbende Sokrates, Trauerspiel in Versen, von dem Subrektor, spätern Oberconsistorialrath M. Nathan Baumgarten verfaßt und 1741 in Quart gedruckt. Das Kölnische Gymnasium gab am 24. März 1755, 14. April 1757 und 25. April 1759 dramatische Vorstellungen, sämmtlich vom Rector Damm verfaßt. Unter ihm wurden auf demselben Gymnasium die letzten

Schuldramen gegeben, nämlich am 4. und 5. Mai 1762 Voltaire's *Alzire* nach der Uebersetzung der Frau Gottsched, und „die Parisische Bluthochzeit König Heinrich's von Navarra“, ein deutsches Originaldrama in Versen. Auf der Ritterakademie zu Brandenburg gab man 1783 ein Schauspiel: die *Werber*. Seitdem fand kein Actus dramaticus statt, und an ihre Stelle traten Redeübungen.

Früh kommen in Berlin wandernde Schauspielertruppen vor. Im Jahre 1660 kam Caspar von Zimmern mit seiner Gesellschaft, welche meist aus jungen Studirenden bestand, nach Berlin. In's Jahr 1690 fällt die erste Erwähnung eines für deutsche Schauspielerkunst berühmten Schauspielersprincipals Sebastian di Scio. Er erhielt unter'm 19. Juni 1690 eine ausgefertigte kurfürstliche Concession, in welcher es ausdrücklich heißt: „daß S. di Scio, Comödiant, in den Residenzien und in Dero Landen überhaupt spielen und seine Nahrung suchen möge.“ Indes erhielt er schon kurz nach seiner Ankunft in Berlin einen nicht unbedeutenden Nebenbuhler an M. Johann Beltheim, „Director der Kurfürstlich Sächsischen Hofkomödianten“, der mit seiner Truppe gleichfalls Berlin besuchte, meist aus Studenten bestehend, worunter Czernichy, Salzhüter, Geißler, Judenbart, Hubert, Glendsohn und Andere sich Namen in der damaligen Schauspielerwelt erwarben. Er gab zuerst Molière'sche Lustspiele in Deutschland, und die älteste, deutsche, im Druck erschienene Uebersetzung dieses französischen Lustspieldichters ist Beltheim's und seiner Genossen Werk. Er hat sich den Ruhm eines ein- und umsichtigen Schauspieldirectors erworben, und von Beltheim datirt eigentlich der Beginn der Schauspielerkunst im deutschen Vaterlande. Bei Gelegenheit der Vermählung der einzigen Tochter erster Ehe des Kurfürsten Friedrich's III. von Brandenburg, nachherigen Königs Friedrich's I., im Jahre 1700 mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel, wurde auf dem Stallplatze zu Berlin ein Theater erbaut, in welchem am ersten Tage nach der Hochzeit eine italienische Oper nebst Ballet mit großer Pracht aufgeführt ward. Sängler und Tänzer waren zum Theil aus Italien, Paris, Dresden und Hannover verschrieben; ein italienischer Baumeister, Tomaso Giusti, hatte Maschinen und Decorationen angegeben, der Abbate Mauro den Text geschrieben, die Symphonieen der Kapellmeister Ariosto, die Arien der Kapellmeister Risch componirt, und die Tänze, bei denen sich unter den 40 Tänzern und Tänzerinnen auch der Kurprinz und die Markgrafen Albrecht und Christian Ludwig befanden, der Balletmeister Dernoyers angeordnet.

König Friedrich I. schloß unter'm 2. Novbr. 1706 mit einem französischen Schauspieldirector Rocher einen Contract, und dieser gab mit seiner Gesellschaft französische Theater Vorstellungen. Indes hörten wäh-

rend der letzten Regierungsjahre des Königs zu Berlin die italienische Oper, das Ballet und das französische Lustspiel ganz auf. Die geistreiche Königin Sophie Charlotte war aber eine so große Freundin der Oper, daß sie auf ihrem eigenen Schlosse in Linzemburg ein eigenes Theater hatte einrichten lassen. In ihren nächsten Umgebungen befanden sich so ausgezeichnete Talente, daß der berühmte Componist Buononcini seine Oper „Polifemo“ mit lauter Personen vom Hofe, unter denen sich unter Anderen die Erbprinzessin von Hessen-Cassel befand, aufführen konnte, wobei die Königin in der Mitte des Orchesters am Flügel saß. Auch mit einer Gesellschaft französischer Comödianten war die Königin in Verbindung getreten; allein sie erlebte die Ankunft derselben in Berlin nicht.

Unter der Regierung König Friedrich's I. schleuderte die Geistlichkeit der Residenz ihren Bannstrahl wider Schauspielwesen und Schauspieler in Schriften wie von der Kanzel. Eine der heftigsten Flugschriften wider die aufblühende deutsche Schaubühne war das „eifertig entworffene und wiederholte Zeugniß der Wahrheit wider alle in der Christenheit üblichen Lustbarkeiten der Opern, Comödien und anderen Spiele von Johann Porst, Prediger in Berlin; 1706“, 43 Seiten. Sie beginnt sogleich „mit dem Satan, der zu jeder Zeit dahin getrachtet, wie er durch allerlei un-göttliche Verkapung die Gemüther verführe“, und klagt, „daß man niemals mehr versucht habe, die Comödien zu billigen, als in dieser Zeit“. Dann folgt der Vorwurf, den der Pietist den „Singspielern“ seiner Zeit macht, „daß sie sich schämten, den Namen des Heiligsten zu nennen, und lieber die Namen der falschen Götter in ihrem Munde führten“, was sich auf den aus der Mythologie geschöpften Stoff der Opern bezieht. Er schließt mit den Worten: „der Satan habe kein besseres Mittel finden können, das Heidenthum in das Christenthum einzuführen, als solche Spiele“. Der Cantor Martin Heinrich Fuhrmann schrieb im selben Jahre eine Schrift wider das Theater unter dem Titel: „Die an der Kirche Gottes gebaute Satanskapelle“, und ging in seinem glühenden Eifer noch weiter.

Der Probst Philipp Jacob Spener wandte sich in seinem Aerger an den theatralischen Vorstellungen 1703 an den geheimen Rath von Fuchs um Abstellung solcher „Marretheidungen“. Ganz vorzügliche Veranlassung gaben ihm dazu „die reizenden Liebesgeschichten und die lästerliche Abschwörung Gottes an den bösen Feind in dem beliebten Doctor Faust.“ Das Ministerium antwortete zwar auf diese Bitte, „daß in einer so großen Stadt, wie hiesige Residenzien, nicht alle Schauspiele abgestellt werden könnten“, versprach aber doch, künftig jederzeit genau dahin zu sehen, „daß Alles unterbleibe, was wider die Moral, Ehrbarkeit und insbesondere die Ehre Gottes laufe“. Trotz dieses Be-

scheides und des Befehls an die Wettheim'sche Schauspieltruppe, daß sie keine „scandaleuse, sondern lauter honette Komödien präsentire, und der Armuth von Eigner Vorstellung die ganzen Einkünfte zuwende und richtig einhändige“, wurde D. Spener doch nicht beschwichtigt. Er begann gegen das Comödienwesen zu predigen, und bald folgten ihm mehrere Collegen.

Aber trotz dieser geistlichen Opposition erfreuten sich die Schauspieler des Beifalls des Königs, und um ihnen ein öffentliches Zeichen seiner Achtung zu geben, erschien er nebst der Königin, dem Markgrafen Christian Ludwig, dem Grafen von Wartenberg und der Gräfin von Dohna am 25. Novbr. 1703 in der Nicolaiirche als Taufzeuge bei der Taufe der Tochter des Comödianten Matthäus Ustenghi.

Mit diesem Könige schließt die erste Periode der Theatergeschichte Berlins.

Zweiter Artikel.

Die zweite Periode des Berliner Schauspielwesens umfaßt die Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I., einen Zeitraum von 27 Jahren (1713—1740). Nur gezwungen hatte dieser Regent als Kronprinz das französische Theater besucht, und von ihm ging es vornehmlich aus, daß 1711 der Intendant des plaisirs mit seiner Truppe verabschiedet wurde. Bei seinem Regierungsantritte wurden alle Hoffchauspiele gänzlich eingestellt und die Theatergarderobe an die Armen der Residenz vertheilt, was zu manchem lustigen Nachspiel Veranlassung gab, indem man von Bettlern im glänzendsten Flitterstaat der Theaterhelden und von Göttern Griechenlands im zerlumpten Ornate unter den Linden um ein Almosen angesprochen wurde. Der Aufwand für eine italienische Oper stimmte nicht zu den von Friedrich Wilhelm I. angeordneten Einschränkungen, und die Oper wie Kapelle wurden eben so verabschiedet; nur einen einzigen Musikus, Gottfried Pepsusch, hielt der König bei, und ernannte ihn zum Kapellmeister der Hautboisten des Grenadierregiments zu Potsdam. Dieses Musikchor genügte dem Regenten; es mußte, wie auf der Parade, so in seinen Zimmern auf dem Schlosse spielen, besonders Händel'sche Opernmusik, die er sehr liebte.

In den ersten Jahren seiner Regierung erließ der König mehrere strenge Befehle und Verbote gegen das Schauspiel; so wurde u. A. in den Entwurf zum Märkischen Landrecht die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen: „Comödianten werden ohne Threr

Königl. Majestät Special-Privilegium in diesen Landen weder in, noch außer den Messen und Jahrmärkten geduldet." Unterm 28. Januar 1716 wurde sogar ein „Edict wegen der Marktschreier, Comödianten, Seiltänzer, Riemenstecher, Glückstöpfer, Taschen-, Marionetten- und Puppenspieler“ erlassen, dessen §. 1 verordnet: „Comödianten, Gaukler und dergleichen Gesindel sollen in keiner unserer Städte, Dörffer und Flecken bei Confiscation ihrer Buden zugelassen, sondern dergleichen Leuten die Grenzen unserer Provinzien zur Ausübung ihrer ohnedem verdächtigen Profession gesperrt und geschlossen sein.“

Noch stärker ist der Bescheid an die Regierung zu Königsberg, die das Gesuch eines „Directors hochdeutscher Comödianten“, der außer der Accise von 1 Thaler täglich monatlich 10 Thaler zur Invalidenkasse zahlen wollte, der Entscheidung des Königs anheimgab, welche unterm 7. December 1721 folgendermaßen erfolgte: „Da Wir dergleichen zu nichts als zum Verderb der Jugend gereichende Dinge einmal verbotener Maassen in Unserem Lande nicht geduldet, vielmehr anstatt solcher Etablissements Gotteshäuser darin gebaut, und Unsere Unterthanen mehr und mehr zum Christenthum geführt wissen wollen, so habt ihr obgemeldete Comödianten mit solchem ihrem Suchen gänzlich abzuweisen, und als Leute, so wegen ihres Alterthums (!) dergleichen Spiele nicht approbiren sollten (die Mitglieder des Regierungscollegii nämlich), an Uns hinfüro keine Erwähnung mehr davon zu thun.“

In späteren Zeiten dachte indeß der König anders über das Schauspiel; gegen das Berliner Publikum bewies er sich aber nachsichtiger und ließ bereits im Jahre nach seinem Regierungsantritte durch den Geheimrath von Prinzen dem Magistrat der Residenz den Befehl eröffnen: „den neulich angekommenen Comödianten gegen Erlegung von monatlich 30 Thalern an die Kammererei für die Stelle auf dem Rathhause die Freiheit zu spielen verstaten“, jedoch nebst der Verfügung, „daß die Schauspieler jedesmal einen Zettel von dem, was sie spielen wollten, Tags vorher dem Oberschenken und Kammerherrn von Schlippenbach vorlegen müßten, damit ja nichts Scandaleuses und Kergerliches auf der Bühne erschiene.“ Dagegen verbot er sehr strenge alle theatralische Darstellungen in Universitätsstädten. So lautet u. A. eine Cabinetsordre d. d. Berlin 12. October 1715 an die Universität Halle: „Wir vernehmen mit sonderbahrem Mißfallen, daß ihr wider die ergangenen verschiedenen Mandate denen Comödianten, Seiltänzern und anderen Gauklern vergönnet, auf denen Jahrmärkten auszustehn, und daß diese sich unterfangen, durch öffentlichen Anschlag die Leute und darunter insbesondere die Studiosos zur Anschauung ihres Gaukelspiels zu invitiren, also befehlen Wir, solche Leute unter Feinertei Prätext aldort weiter ihre Ueppigkeit

treiben zu lassen, als wodurch nur der Studirenden Jugend zu eitelm Leben und Müßiggang angeführt, hingegen von denen Studiis abgehalten wird, auch leicht zu besorgen ist, daß bei solchem Auflauff und unordentlicher Zusammenkunft Gelegenheit zu Tumulten, Schläge- und Balgereyen kann gegeben werden.“

In späterer Zeit dagegen änderte sich des Königs Ansicht, ja er gewann sogar Neigung zu theatralischen Vorstellungen. Johann Carl Eckenberg, der starke Mann genannt, hatte das Seiltanzen erlernt, und zog durch Deutschland mit seiner Bande; er hatte sich ein bedeutendes Vermögen erworben, und kam, wie es hieß, mit 48,000 Thalern nach Berlin, woselbst er ein Schauspielgebäude für die Summe von 15,000 Thalern erbaute. Dem Könige gefielen seine Vorstellungen; er ertheilte ihm sogar Erlaubniß, auch in den Provinzialstädten, sogar in der Universitätsstadt Halle spielen zu dürfen. Allein von der Geistlichkeit wurde Eckenberg überall mit Bann und Interdict verfolgt. Seitens der Hallischen Geistlichkeit ward eine besonders heftige Opposition gegen ihn geführt; die theologische Facultät insbesondere wandte sich direct an den König mit der Bitte, dergleichen „Gaukel- und Teufelspiel“ nicht zuzulassen, da dieses den Ruin der Universität nach sich zöge. Der König schrieb aber eigenhändig als Bescheid die Worte an den Rand: „In Utrecht und Leyden werden ja Schauspiele geduldet, und zweifelt kein Mensch, daß das die ersten Universitäten auf der Welt sind.“ Der Herzog von Holstein in Königsberg nahm sich zudem der verfolgten Mufen an, und meldete dem Könige die Ankunft des Berliner Pantalon mit einer Bande Comödianten mit dem Zusage: „Wenn nun Ew. Königl. Majestät erlauben wollten, daß solche uns ein bißchen was vorspielten, so würden Allerhöchstdieselben uns dadurch eine große Gnade thun, weil es ohnehin alhier triste ist. Die Sünde, so man mir davon machen dürfte, will ich alle auf mich nehmen.“ Der König ertheilte nicht allein die Erlaubniß, sondern befahl dem Eckenberg im Jahre 1733 Comödianten zu verschreiben. Aus Wien allein kamen zu ihm Rodemin, Scalary und Silverding, und Stenzel und Hummel gehörten gleichfalls zu seiner Gesellschaft. Auch zwang der König durch einen noch vorhandenen Befehl alle Beamte der in Berlin befindlichen Collegien, sich Comödienbillets zu lösen, damit die Schauspieler etwas verdienen sollten, nahm jedoch später diesen Befehl zurück. Die vier verschiedenen Plätze kosteten acht, sechs, vier und zwei Groschen. Er selbst wohnte häufig den Vorstellungen bei, ergözte sich insbesondere an den Leistungen Eckenberg's, und ertheilte ihm als Auszeichnung den Titel: Königl. preussischer Hofcomödiant; er beauftragte zugleich den Generalmajor Grafen von Dönhoff mit der Aufsicht über diese Hofschauspieler, ohne deshalb seine militärische Stellung aufzugeben, so daß er in einem und demselben Berichte

zugleich wegen Aufhängens eines Deserteurs, Entlassung des Arlequins und Engagements einer Tänzerin sich an den König wandte.

Eckenberg war von gewaltiger Körperkraft; u. A. hielt er ein Kanon von 2000 Pfund Schwere, worauf ein Tambour mit der Trommel saß, mit einer Hand so lange in die Höhe, bis dieser ein Glas Wein bequem ausgetrunken, Zwei Pferde konnten ihn nicht von der Stelle ziehen, und ein Ankertau zerriß er wie einen Zwirnfaden. Nachdem er auf königlichen Befehl eine Schauspielergesellschaft errichtet hatte, versah er sich auch mit dem der italienischen Comödie angehörigen Personal, und gab italienische Lustspiele in deutscher Sprache. Nach einem noch vorhandenen Comödienzettel gab er u. A. „eine ganz neue, voller angenehmen Intriguen durch und durch lustige Haupt-Burlesque, betitelt: Die thörichte und ungerechte Eifersucht zwischen Eheleuten, oder: Arlequin, der tumme und einfeltige Wirth mit Pantalon und Anselmo, zweien rachsüchtigen und berauschten Liebhabern. Die Schaubühn ist auf dem Stallplatz, Anfang präcis 5 Uhr. NB. Zur Nachricht wird gemeldet, daß hinfüro kein Bedienter mehr frey in die Comödie passiret wird.“

Dienstags und Donnerstags waren Spieltage. Der monatliche Gagenetat der ganzen Hoffchauspielergesellschaft betrug 148 Thlr. 18 Ggr. 8 Pf. Brighello und seine Frau erhielten 34, Pantalon 23, Anselmo 17, der Zahnarzt mit seiner Frau 26, der Pierrot 8, Arlequin und seine Frau 34 und der Theaterdiener 4 Thaler 8 Ggr. Seitens des Publikums erkaltete die Theilnahme für dieses Theater bald; Eckenberg behelligte den König mit häufigen Klagen, daß er nicht bestehen könne, indem das Theater, besonders die ersten Plätze, stets leer seien. Das veranlaßt den König zu dem oben gedachten Befehle an die Collegien, „deren Mitglieder einige täglich nach der Reihe dem Schauspiele beiwohnen sollten.“ Auch außer Preußen spielten Eckenberg und seine Schauspieler, und kündigten sich daselbst als „Ihrer königl. Maj. von Preußen privilegirte Hofcomödianten, Seiltänzer, Voltigeurs, Kraftspringer“ an. Nachdem Eckenberg bei seinem Aufenthalt in Kopenhagen in den Adelsstand erhoben worden, starb er im Lager von Luxemburg, als Lieferant oder Spion, ist unbekannt.

Nachdem Eckenberg nicht mehr Berlin besuchte, so wie auch während seiner Spielzeit, fanden sich andere Schauspielerverbände daselbst ein; u. A. erschien im Jahre 1729 Christoph Martinus, „kaiserl. königlicher Meister des Schwerts von S. Marco und Löwenberg, nebst seinem Consorten, Franz Wagner, genannt von Greiffenfels von der Feder.“ Ferner gab Titus Manß, „Markgräfl. Baden-Durlach'scher Hofcomödiant“, mit seiner Bande theatralische Vorstellungen vor dem Könige. Ihr Haupt- und Cassenstück war „eine sehens-

würdige, ganz und elaborirte Hauptaction, genannt: „Remarquable Glücks- und Unglücksprobe Alexander Danielowig.“ Politischer Rücksichten halber ward indeß die fernere Aufführung durch königlichen Befehl verboten.

Während der Regierung des Königs kamen auch Opernsänger von Hamburg und gaben mehrere Opern, u. A. die verkehrte Welt von König, Miriamys, der Galan in der Kiste, mit so großem Beifall, daß der Cantor M. H. Fuhrmann gegen das Theater mit einem Buche unter dem Titel: die an der Kirche Gottes gebaute Satanskapelle, auftrat. Der König bestellte auch über die deutsche Comödie einen Oberdirecteur in der Person des Ministers von Grumbkow. Indes waren die Leistungen derselben gar schlecht und von gar geringer Bedeutung. In der folgenden Periode hob sie sich aber um desto höher und machte wahrhaft Riesenfortschritte.

Die dritte Periode umfaßt die Regierung Königs Friedrich's II., von 1740 — 1786, einen Zeitraum von fast einem halben Jahrhundert, segens- und erfolgreich für Preußen in politischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht. Groß als Fürst und Held war Friedrich II., nicht minder groß als Mäcen der Wissenschaft und Kunst, besonders in Bezug auf Theater und Oper. Wie der deutschen Sprache und Literatur überhaupt abhold, war er es insbesondere auch der dramatischen Kunst und Bühne Deutschlands. Er kannte seine deutschen Zeitgenossen und ihre Bestrebungen hierin nicht; und deshalb finden sich in seiner französischen Schrift über die deutsche Literatur die Worte aufgezeichnet: „Noch jetzt erscheint auf der Bühne im Götz von Berlichingen (von Goethe) eine abscheuliche Nachahmung der schlechten Stücke des Shakespeare, und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Enthusiasmus diese ekelhaften Plattheiten.“ Ja selbst seine eigene Residenz kannte er in dieser Hinsicht nicht einmal, da die deutsche Bühne in seiner Zeit, vorzugsweise in Berlin, verkannt, vernachlässigt und verachtet von Oben, in ihrer Jugendfrische glänzte. Gerade während seiner Regierungszeit begann für das Theater in Berlin eine große Epoche, Schauspieler ersten Ranges entwickelten ihre Talente; frei und ungebunden eiferten mehrere mit bezahlten und versteuerten Privilegien belastete deutsche Schauspielergesellschaften mit und nach einander um die größte Vollkommenheit, und errangen in ihrer äußeren Unscheinbarkeit eine Höhe und vom Publikum mit höchster Begeisterung belohnte Erfolge, welche sie im Solde des Hofes und unter dem Schutze, den der König dem französischen Theater und der Oper in reichstem Maße angedeihen ließ, vielleicht nie errungen hätten.

Die Einführung französischer Comödianten und italienischer Sänger zu damaliger und früherer Zeit in

Deutschland geschah, um etwas sehr Großes damit zu beschwören, nemlich den Geist der Langweile. Diese, dem Auslande geschenkte Vorliebe hatte jedoch zur Folge, daß sich in dem Vaterlande eine kräftige Opposition regte, und unter den Füßen der französischen Truppe brachen die morschen Bretter ihrer altgewordenen Kunststückerei zusammen, während die jugendlichen deutschen Musen sich unter dem grünbelaubten Dache der Dichtkunst versammelten. Schon Friedrich der Erste erlebte es, daß das, den Franzosen eingeräumte königliche Schauspielhaus eine leere Kasse hatte, während das ganz auf sich angewiesene Döbbelin'sche deutsche Privattheater die Menge anzog. Bei aller Gunst jedoch, die von Seiten des Königs dem französischen Theater zu Theil ward, finden wir niemals, daß er demselben auf irgend eine Weise eine Macht über sich eingeräumt hätte; nicht einmal den Einfluß einer Liebhaberei übte das Theater auf ihn aus. Les spectacles, schrieb er am 16. Octbr. 1772 an den damaligen Directeur des Spectacles, Grafen Zinrotin, doivent me servir d'amusement, et non pas me donner d'occupations sérieuses. — Vous avez engagé la troupe, c'est à vous à la tenir en ordre; il faut exactement remplir l'engagement, que vous avez contracté avec ces gens là, et si eux de leur coté n'y répondent pas, comme de devoir, il faut les faire mettre aux arrêts et les ranger ainsi à la raison. Eben so wenig Umstände machte er mit den Tänzern und Tänzerinnen. Er schrieb unter'm 10. Jan. 1773: Ce danseur et sa femme ne vallent pas six sous; il faut les renvoyer au plus vite et par le plus court. Der König war großer Musikkenner und dabei ein musikalisches Genie, ausübender Musiker und Componist zugleich. Herr Pöschau hatte durch Vermittelung Sr. königlichen Heheit des Kronprinzen, des jetzt regierenden Königs Majestät, im Jahre 1835 die Vergünstigung erhalten, in den königlichen Schlössern und Gebäuden musikalischen Compositionen des Königs nachzuspüren, und es ist dem Forscher geglückt, im Potsdamer Schlosse und im neuen Palais 120 musikalische Compositionen dieses Monarchen (Concerte, Flötensolo's mit dem Basse u. s. w.) wieder aufzufinden. In der Tonkunst huldigte der König dem deutschen Geschmacke. La musique française ne vaut rien; il faut faire declamer le coeur alors cela revient au même — schrieb er eigenhändig an den Kammerherrn und Directeur des Spectacles, Grafen von Zinrotin, am 10. Januar 1773, und unterm 21. Juli 1775: il faut préparer pour cet hiver les operas d'Attilo Regulo de Hasse et d'Orfée de Graun. Diese beiden Componisten, Hasse und Graun, hielt er besonders in Ehren. „Folge er diesen Beiden — sagte er 1776 zu dem neuen Kapellmeister Reinhardt — denn wo ich keine Metodie finde, da bin ich sein Diener.“ Und als d'Alambert ihn besuchte, da eilte der König, ihn die Compositionen der Gebrüder Graun hören zu lassen.

Alle seine Kapellmeister waren Deutsche: Carl Heinrich Graun (25 Jahre hindurch), Agrikola, nach dessen Tode der König dem Kammermusikus Fasch die Direction ohne Gehaltszulage übertrug, bis der Kapellmeister Reinhardt eintrat. Der berühmte Liedecomponist Schulz, des Prinzen Heinrich Kapellmeister, führte die Musiker des französischen Theaters zu Berlin an. Die königl. Kapelle zählte 1741 22 Mitglieder: den Kapellmeister Graun, den Concertmeister Graun, 8 Violinisten: Franz, Georg und Joseph Benda, Ghms, Schardt, Blume, Seiffarth und Ivan (Joh. Böhm), 2 Flügelspieler, den durch seine geistlichen Compositionen berühmten Emanuel Bach und Schaale, 3 Flötenbläser: Quanz, Lindener und Ried, einen Harfenspieler: Petani, 4 Violoncellisten: Hock, Janitsch, Mara, Grauel, 2 Hautboisten: Stesch und Döbert, und einen Waldhornisten: Mengis. — 1782 bekam der preussische Gesandte, Baron von Riedesel, zu Wien den Auftrag an Mozart, eine Abschrift seiner Oper: Belmonte und Constanze, nach Berlin zu senden; Stück kam erst später durch den Kapellmeister B. A. Weber zum Genusse der Berliner. Kirnberger, Hofmusikus der Prinzessin Amalie, gab 1776 sein berühmtes Werk: die Kunst des reinen Sanges in der Musik, und der Kriegsrath Marpurg 1752 — 1778 seine historisch-kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik in 5 Bänden heraus. Quanz widmete dem König 1752 seinen: Versuch einer Anweisung, die Flöte traversière zu spielen, und Bach (Philipp Emanuel) schrieb 1759 sein berühmtes Werk: Versuch, das Klavier zu spielen. — Alle diese Namen nennt jeder gründliche Kenner der Musik noch jetzt mit dankbarer Hochachtung. Sie haben, von Friedrich angeregt und begeistert, Großes geleistet. Drei große Sängerinnen aus jener Zeit leben noch in Gedichten und in der Sage: die Italienerin Johanna Astrua aus Turin, die 1747 nach Berlin kam, mit 6000 Thlr. angestellt ward, und 1757 ihren Abschied nahm, die 1748 in Vissabon geborne Todi, und die Mara, die 1771 mit 3000 Thlr. engagirt ward, und am 12. Januar 1780 als Rodelinde in Graun's gleichnamiger Oper zum letztenmale zu Berlin auftrat. Für Gesang und Tanz wurde überhaupt in der Fremde mit großen Kosten geworben. Schon zu Anfang des Jahres 1741 kamen die Sängerinnen Farinella und Laura zu Berlin an; dem Sänger Pinti ließ der König durch Alymotti 4000 Thaler bieten. Unter den Tänzerinnen ragten die Roland und die noch berühmtere Barbarina, die 1742 von den Berlinern so verherrlicht wurde, wie in der neuesten Zeit nur irgend eine Künstlerin es erlebt hat, hervor; sie war durch seltene Schönheit und Anmuth die Zierde des Ballets. Fünf Castraten waren für die Oper engagirt: Porporino, Conciatini, Paulino, Toffoni und Grassi; der Abt Landi war Hofpoet und Operntextdichter.

Anfangs wurden die Opern auf dem kleinen Schloßtheater gegeben; die erste eigentliche deutsche Oper,

welche Berlin sah, war Kobelinde von Graun, welche auf diesem Theater am 13. December 1741 in Gegenwart des Königs gegeben wurde. Um aber auch dem größern Publikum Gelegenheit zur Theilnahme an diesem Kunstgenuß zu geben, was wegen des beschränkten Raumes nicht geschehen konnte, ließ der König das in unseren Tagen eingeweihte Opernhaus durch den Freiherrn von Knobelsdorf erbauen. Prinz Heinrich von Preußen legte dazu am 5. September 1741 den Grundstein, und am 7. December 1742 wurde dasselbe mit der Oper Cäsar und Cleopatra von Graun eröffnet, wozu der Hofpoet Bottarelli den Text geschrieben hatte. Friedericus Rex Apollini et Musis 1743, war die von Algarotti angegebene Inschrift des schönen Gebäudes, welches damals 2044 Menschen faßte, in einem länglichen Viereck gebaut, dessen größere Seite 261, die kleinere 103 Fuß lang war.

Für die italienische Oper mußte mehr Aufwand gemacht werden, da das Publikum freien Zutritt hatte. Während des Carnevals wurden zweimal wöchentlich italienische Opern gegeben. Schon mehrere Tage vorher kündeten zwei große Blendlaternen, die aus unzähligen kleinen Spiegelquadraten bestanden und vor dem Opernhause aufgestellt wurden, daß dieses Haus bald eine Wunderwelt in sich schließen würde, die zu beschauen aber nur Wenigen geboten werden konnte. Die Garde du Corps, mit goldenen Sonnen auf der Brust, besetzte die äußeren und inneren Posten des Hauses. Alles war auf das Festlichste erleuchtet. Den ersten Rang nahm das Hofpersonal und angesehene Fremde ein; die oberen und unteren Logen waren den Behörden zugewiesen; die rechte Seite des Parterre gehörte den Bürgern, die linke dem Militär. Im Parquet saß der König auf erhöhtem Sessel, um ihn die höchsten Staatsbeamte und Offiziere. Trompeten und Pauken verkündeten seine Ankunft, von der jubelnden Menge begrüßt, und gleich darauf ließ der Kapellmeister, der mit Haarbeutel, Chapeau-bas und Degen erscheinen mußte, die Ouverture beginnen. Opern deutscher Musiker, eines Agrikola, Haffe, Graun, Raumann, Gluck, Reichard, eigends zu diesen Festlichkeiten gedichtet und componirt, wurden mit dem größten Glanze aufgeführt; jedes laute Zeichen des Beifalls und Mißfallens war unstatthaft, da sämtliche Zuschauer Gäste des Königs waren. — Die wichtigste Rolle in dieser Zeit spielte ein Theatersecretär, Namens Stiegel, der über das Rechnungswesen, Decorationen, Costüm und Maschinerie zu gebieten hatte. Mit diesem machte der König oft die Geschäfte der Oper ab, ohne auf den Directeur des Spectacles Rücksicht zu nehmen. Besonders auffallend zeigte sich dies, als einmal zum Empfang des russischen Großfürsten eine große Oper mit allegorischem Vorspiel gegeben werden sollte. Ueber diese Angelegenheit schreibt Stiegel an den Directeur von Arnim: „Ich bin mit Seiner königlichen

Majestät wegen der Oper fertig, sowohl in Ansehung der Oper, als wegen des Ballets, und dieser Anschlag ist dergestalt eingerichtet, daß nicht für einen Dreier Unkosten, für die Decorationen mitbegriffen, sind, und Se. Majestät haben expresse allergnädigst befohlen, keine Decorationen machen zu lassen. Den Prolog betreffend, brauchen wir weiter nichts, als zwei Kleider für den Tosoni und Mad. Koch. Wie sie gekleidet sein müssen als Genii von Rußland und Preußen, das verstehe ich nicht, und überlasse solches Ew. Hochwohlgeboren, und hiezu glaube ich, das Kleid des Tosoni als Cupido in der Psyche würde gute Dienste leisten, und für Mad. Koch würde sich als Manns- oder als Frauensperson, welches der Herr Kapellmeister erst noch entscheiden muß, auch wohl was finden. Die Ballets betreffend haben wir ja im Opernhause ausgesucht und fest beschlossen, welche Kleider dazu genommen werden sollen, und nun kommt Herr Hermann mit zwei neuen Kleidern für 200 Thaler. Dies kann ich unmöglich acceptiren, denn da ich mit fernere Unkosten bei Sr. Majestät nicht kommen darf, so weiß ich E. H. nichts weiter zu antworten als: sie müssen tanzen mit den besten und propresten Kleidern, sie mögen sich passen oder nicht.“ — Noch einmal dringt der Director auf bessere Kleider; allein der Secretär verweigert sie standhaft: „E. H. werden mir erlauben — schreibt er an von Arnim — sogleich auf Dero gnädiges Schreiben, welches mir ungemein empfindlich ist, nicht anders antworten zu können, als ich durch mein letztes unterthäniges Schreiben gethan. . . Die Herren haben mir schon das Herz aus dem Leibe gequält, wenn ich nur 80, 90 bis 100 Thaler schuldig geblieben bin, und ich habe in 10 Jahren, da ich diese fatale Commission gehabt, keine Schulden gemacht, und bin es auch noch nicht in Willens“ u. s. w.

Auch schrieb der König gern selbst für das Theater Compositionen und Texte. Einzelne Arien componirte er zu drei italienischen Schäferspielen, 1747 zu *il ne pastore*, welches im August zu einem Sommervergnügen dem Hofe in Charlottenburg gegeben ward, und in welchem die italienische Sängerin Astrua sich ungemein hervorthat. Friedrich hatte die Symphonie und zwei Arien gesetzt; das Uebrige war von Graun, Quanz und Michelmann. Eben so hatte er an *Galatea* und *Acide* Antheil, welches im August 1748 zu Potsdam gegeben ward, endlich an dem Pastoral: *Trionso della sedelta*, im August 1753 ebendasselbst aufgeführt. Auch hat er hier eine Sopran- und Altstimme einer Cantate gesetzt. Ueber seine Texte zu den Opern *Coviolan* für das Jahr 1749, *Iphigenia* für 1748, zu einer Operette für 1752, zur Oper *Montezuma* für 1753, und zu einer neuen Oper für 1755 unterhielt sich der König mit Vergnügen in dem Briefwechsel mit Algarotti. Die Oper *Merope*, Graun's Schwanengesang, hatte Friedrich nach Voltaire's Trauerspiel 1755

bearbeitet; sie war die letzte vor dem siebenjährigen Kriege und die erste im Jahre 1764 nach dem Frieden. Zu Casarion's Hochzeit im November 1742 dichtete der König eine Comödie in 3 Acten: l'École du Monde. Die erste Oper, welche Berlin sah, war Rodelinde von Graun, aufgeführt am 13. December 1741 auf dem kleinen Schloßtheater. Auf diesem, nach Erbauung des Opernhauses, sogenannten kleinen Theater im Schlosse, welches zum Intermezzo oder der italienischen Operette und zu den französischen Theatervorstellungen bestimmt war, führte der Hof selbst, am 2. März 1742: Le dehors trompou auf. Oper und Schauspiel schmückten auch die Hofseite, welche der König mit wahrhaft fürstlicher Pracht feierte. Am 16. Juli 1746 blies er selbst ein Flötenconcert als Ouverture zu Racine's Britanikus, welches die Prinzessin Amalie, die Fräulein von Bredow und von Bievent, Baron von Bielefeld, der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich und Prinz Ferdinand von Braunschweig vor dem Hofe aufführten. So lebte und wirkte der König für Oper und Musik, ließ der französischen Schauspielergesellschaft reiche Unterstützungen angedeihen, welche indeß in der Folge bedeutend herabgesetzt wurden, da der König selbst eines Theils die Lust daran verlor, anderen Theils das Publikum sich der deutschen Bühne zuwandte, die von Tag zu Tag herrlicher erblühte, während die französische Schauspielergesellschaft 1778 entlassen wurde.

Nach Auflösung des französischen Theaters suchte die deutsche Bühne zu Berlin immer mehr ihre Aufgabe zu erfüllen, und fand eine mächtige Stütze an der lebendigen Kritik und an der neu erwachten dramatischen Poesie, für welche das ganze deutsche Volk begeistert war. Lessing, Mendelssohn und Nicolai bestimmten schon im Jahre 1756 den Gewinn von der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu einem Preise für das beste deutsche Trauerspiel, und Cronenk wurde für seinen Codrus, Browe für seinen Freigeist gekrönt. Auch die Königin scheint das deutsche Theater begünstigt zu haben; auf dem Schlosse ließ sie Ariadne und andere Stücke geben. Kurz vor Auflösung des französischen Theaters waren die Mitglieder desselben so frech, „de refuser à la Reine leurs services“, worüber der König in zwei Cabinetsordres an den Directeur des Spectacles, Grafen von Sinrotin in größter Entrüstung sich ausließ.

Charakterisiren wir die Bestrebungen der deutschen Bühne in der preussischen Residenz näher.

Die erste bedeutendere deutsche Schauspielergesellschaft unter der Regierung Friedrich's II. war die Schönemann'sche. Johann Friedrich Schönemann errichtete dieselbe im Jahre 1740. Er spielte zuerst in Lüneburg, und wurde noch im nämlichen Jahre nach Berlin berufen, kam aber erst, durch Contract gebunden, 1741 dahin. Nach der Reuberin in Leipzig war

Schönemann derjenige Schauspielerprincipal, der in jener Zeit am meisten zum Gedeihen des deutschen Theaters beitrug; auch er verbannte den Hanswurst von der Bühne. Die Aufführung des ersten deutschen Schauspiels: die gelehrte Liebe, von Koss, welche zweiundzwanzigmal wiederholt wurde, und die der ersten komischen Oper verdankt ihm Berlin. Im Jahre 1743 wurde das ihm ertheilte Privilegium auf alle preussischen Lande ausgedehnt. Ein Beweis, wie gut seine Bühne war, sind die Schauspieler, die sich darauf gebildet haben. Seine Gesellschaft bestand bei ihrer Ankunft in der Residenz außer ihm, seiner Frau und Tochter aus Eckhof, der Spiegelbergerin, Stein, Hendrich, Uhlisch, Starke und der Mainerin, sämmtlich Bühnenkünstler ersten Ranges damaliger Zeit; auch betrat in Berlin der durch seine Bühnenstücke bekannte J. C. Krüger die Schönemann'sche Bühne. Die Decorationen derselben wie das Ballet waren zu jener Zeit von geringer Erheblichkeit; doch konnte seine Garderobe, die zum Theil reich war, für eine reisende Gesellschaft gut genannt werden. Von 1750 an wurden auf Schönemann's Bühne regelmäßige Stücke, und zwar die damaligen besten des In- und Auslandes gegeben, u. A. Miß Sara Sampson, Azire, Zaire, Cinna, Sid, Schlegel's Triumph der guten Frauen u. s. w. Eine höchst merkwürdige Einrichtung war die von Eckhof gegründete und von Schönemann genehmigte Schauspieler-Akademie. Eckhof war vortragendes Mitglied und nach den Statuten war ihr Zweck: in der Kunst wie im Leben dem Schauspielerstande Ehre zu machen. Es wurde über die Bühnenstücke, über die Vorstellungen, die Verbesserung des Schauspielwesens, über die sittliche Führung der Künstler u. s. w. abgehandelt. Jedes neue Stück wurde vor der Bertheilung erst in der Akademie vorgelesen, von deren Urtheil die Cassation oder Aufnahme abhing. Allein nach Jahresfrist löste sich das Institut wieder auf, und Eckhof sagte in seiner letzten Rede: Ich war Mensch, als ich die Akademie stiftete und konnte alle die Hindernisse, die Widerstreitigkeiten und elenden Spottereien nicht vorhersehen.

Nach Schönemann führte Franz Schuch die Bühne der Hauptstadt weiter, er eröffnete seine Vorstellungen 1754 in einer Bude auf dem Gensd'armenmarkte mit dem Trauerspiele: Graf Effer, und spielte daselbst bis 1759, dann in einem Gebäude auf dem Berder, welches der Kammerdiener der Königin, Donner, 1753 gebaut hatte, und nachmals der General-Zoll- und Accise-Direction, jetzt dem Finanzministerium gehört. Nach seinem 1763 erfolgten Tode trat sein Sohn Franz Schuch in seine Fußstapfen, der sich 1764 in der Behrenstraße einen Schauspielplatz zu 800 Plätzen baute, und u. A. Lessing's, Weiße's und E. Schlegel's Dramen gab. Im Jahre 1767 erhielt er gemeinschaftlich mit Döbbelin das preussische Privilegium für

eine jährlich an die Chargencasse zu zahlende Summe von 100 Ducaten. Nach Schuch spielten Döbbelin, Ackermann, Koch in Berlin.

Karl Theophilus Döbbelin und Heinrich Gottfried Koch spielten abwechselnd zu Berlin, der Erstere bis 1771, wo Koch das Privilegium erhielt, welches bis zu seinem Tode 1775 währte, worauf Döbbelin das Generalprivilegium wieder erhielt, und die Bühne mit den „feindseligen Brüdern von Yonez“ eröffnete. Er wandte viel auf seine Darstellungen, und ließ mit großen Kosten fremde Künstler von Ruf in Gastrollen auftreten, z. B. Brockmann im Jahre 1777, der den Hamlet zwölfmal und außerdem den Tellheim, Beaumarchaes, Atelwod in Elfride, den Fürsten im Edelknaben, den Deserteur aus Kindesliebe gab. Döbbelin's Tochter debütierte zuerst in Berlin, Bessel und Unzelmann gehörten zur Döbbelin'schen Gesellschaft, seit 1783 war Fleck die Hauptzierde derselben. Anfangs wurde in Buden gespielt; im Jahre 1769 erstand Döbbelin das von dem französischen Schauspiel-director Bergé in der Dranienburger Straße erbaute Haus, 1775 das Schuch'sche, später Koch'sche Local in der Behrenstraße. Man führte die besten Dramen jener Zeit ohne Ausnahme auf, sowohl unter Döbbelin wie unter Koch, nach dessen Tode der Erstere zum zweitenmale die Theaterentreprise übernahm. Er gab u. A. zuerst Lessing's Minna von Barnhelm mit solchem enthusiastischen Beifall, daß dieselbe neunzehnmal innerhalb zweiundzwanzig Tagen (1768) zur Aufführung gebracht werden mußte. Unter Koch's Direction kam Goethes Götz von Berlichingen

zum erstenmal in Berlin auf die Bühne (13. April 1774). Brückner gab den Götz, die Starke die Elisabeth, Hencke den Weislingen, Müller den Selbig, Klunge den Sickingen. Mit gleichem Enthusiasmus wie Lessing's Minna nahm das Publikum das Stück auf; es forderte laut die Wiederholung, welche auch mehrmals kurz auf einander erfolgte; der Beifall war so groß und laut, daß er durch ganz Deutschland wiederkündete. Während so das Publikum die neue dichterische Erscheinung nach Gebühr würdigte, tabelten Sulzer und Ramler dasselbe; Ersterer nannte es geradezu unausstehlich, Ramler zürnte auch, aber mit besserem Anstande.

Im Jahre 1771 starb Koch, als Mensch und Künstler hochgeehrt, so daß alle Gebildeten um ihn trauerten. Eine besondere Todtenfeier wurde ihm im Theater veranstaltet, der sich Alles beizuwohnen drängte. Koch's eigene Wittwe mußte, in Trauerflor gehüllt, vortreten, und dem Publikum die Verdienste des Dahingeschiedenen erzählen. Ramler hat die Rede verfaßt, und Madame Koch, hervorrauschend in ihren Trauergewändern, trat an die Lampen und sprach. — Und wie war damals die äußere Einrichtung der Bühne? Einfach und ohne Prunk. Ich sagte dann: sie trat an die Lampen; auch sie sind erst eine Erfindung späterer Zeit. Damals brannten dort vorn Talgstämpfchen, und der Lichteranzünder — jetzt Illuminateur — ging, während die Musiker stimmten, vor dem Vorhange hin und her und zündete ein Licht nach dem andern an.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Der Bälgentreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte von Georg Schirges. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1845.

Wie auf Werther's Leiden eine volle Fluth schwindsüchtiger Leidensgeschichten folgte, so hat auch Berthold Auerbach mit seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten der Literaturindustrie eine neue Bahn gebrochen. Daß solche Nachahmungen eines mit entschiedenem Glücke selbstständig aufgetretenen Genre an und für sich nur einen secundären Werth haben können, weil sie sich lediglich als Ausbeutung einer fremden Idee darstellen; daß sie nur als Speculationen auf eine neue Geschmackstrich-

tung erscheinen, muß das Urtheil gegen sie verschärfen. Des Dichters Streben soll nicht nach einer Aehrenlese auf fremdem Felde, sondern nach eigener Aernthe gerichtet sein. — Die vorliegende Dorfgeschichte, welche trotz dem, daß sie vom Dichter als eine niedersächsische bezeichnet worden ist, doch keine eigenthümliche, provinzielle Färbung trägt, dreht sich um den Zwist eines Pfarrers und eines Dorfbeamten über die Wiederbesetzung der erledigten Bälgentreterstelle. Der Zwist und Hader durchläuft vom Anfange bis zum Ende des Buches die unerquicklichsten Phasen; und sind auch dabei menschliche Schwächen und Leidenschaften mit der Na-

turwahrheit der niederländischen Schule gemalt, so läßt doch eben der Mangel einer Idealisierung, einer dichterischen Begeisterung jener Alltäglichkeiten ein Interesse an ihnen nicht aufkommen. Wie ganz anders erscheinen daneben die Auerbach'schen Dorfgeschichten! Auch sie führen uns zwar in die untersten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft; aber wir begegnen überall einer poetischen Auffassung der Verhältnisse, und die einfachste Geschichte bietet eine schöne, poetische Moral. Wir sehen hier und da Farbenlichter aufblitzen, die Licht und Schatten in das Gemälde bringen, während wir es in

der vorliegenden Dorfgeschichte nur mit dem trockenen, fahlen, erdigen Tone des profaisch Gewöhnlichen zu thun haben. Die eingewobene Liebesgeschichte des Sohnes des Pfarrers mit der Tochter des Amtmanns giebt zwar einige sentimentale Floskeln her, vermag aber dadurch nichts weniger als den Leser über die Ernüchterung zu erheben, in die er durch die Erzählung der Fehden zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt in Eilersrode versetzt wird. Möge sich das Streben des Dichters künftig gediegener, selbständiger Production zuwenden! 26.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Mittwoch, 25. Febr.:

Concert der Kapelle zum Besten der Armen.

Je seltener, desto größer ist für den Kritiker die Freude, wenn es ihm einmal so wohl wird, über durchaus gelungene Leistungen berichten zu können — wenn also auch ihm durch die Aufführungen Gelegenheit geboten wird, einem Genuße sich gänzlich hinzugeben, ein seltener Fall, der ihn stets um so mehr zu Danke verpflichtet, als dadurch allein das mühevoll, nicht selten so freudenleere Amt der kritischen Besprechung ihm versüßt werden kann. Dieser Freude sind wir heute theilhaftig geworden, zu diesem Danke fühlen wir nach dem heutigen Concert uns vor Allem gedrungen; denn — daß wir es gleich von vorn herein aussprechen — so oft wir schon Beethoven's schöne B-dur-Symphonie von den verschiedensten Orchestern, und auch von unserer braven Kapelle haben vortragen hören, in solcher Trefflichkeit, in so hoher technischer und ästhetischer Vollendung haben wir sie bisher noch niemals gehört. Da zeigte es sich recht deutlich, was die Kapelle zu leisten vermag, wenn ihr nur Begeisterungswürdiges geboten wird; da zeigte sich, aus wie tüchtigen Kräften sie zusammengesetzt ist, wie sie in Saiten- und Blasinstrumenten und in der Harmonie beider Kategorien ein Ensemble aufzustellen im Stande ist, das als solches ebensowohl, wie in seinen einzelnen Theilen schwer, sehr schwer zu übertreffen sein möchte. Diese Einmüthigkeit und Gleichmäßigkeit der Bogenführung

und Stricharten in sämtlichen Saiteninstrumenten, die so unendlich viel zur vollsten, schönsten Wirkung beiträgt — diese Einheit in den Nuancirungen bis in's kleinste Detail hinein, die sämtliche Einzelne — fast vierzig an der Zahl — wie einen Mann erscheinen ließ; und daneben diese Sauberkeit und Weichheit der Blasinstrumente neben dem vollkräftigen, wahrhaft prächtigen und grandiosen, doch nirgend die feine Grenzlinie der Schönheit überschreitenden Tutti derselben: das Alles, ein Ergebnis tiefen Verständnisses, hoher Begeisterung, mußte eine Wirkung hervorbringen, wie sie nicht eben zu häufig bei derartigen Productionen erzeugt wird. — Daß neben diesem edeln Eifer, neben dieser Lust und Liebe der Einzelnen immer noch sehr viel auf den Dirigenten ankommt, daß er die Seele des großen Orchesterkörpers ist, daß auch die tüchtigsten Orchesterkräfte unter einem mittelmäßigen oder schlechten, profaisch begeisterungslosen Führer niemals das Höchste zu leisten vermögen: ist ein bekannter, überall bestätigter Erfahrungssatz. Und so gebührt denn ein Theil jenes Dankes für die gelungene Ausführung auch Hrn. Kapellmeister Reissiger, der seine längst anerkannte Directionsgabe, in Verständnis, Sicherheit und umsichtiger, energischer Leitung heute wieder auf das Glänzendste bewährt hat. Ein feines, musikalisch gebildetes, mit den Leistungen eines Orchesters genauer bekanntes Ohr wird sofort die verschiedenen Dirigenten heraushören. Man weiß es ja, wir werden nicht leicht entusiastirt — man hat uns oft kritischer Kälte beschuldigt. Nun immerhin! Die Kritik, als ein Product der Reflexion und scharfer, klarer, sich stets bewußter Verstandesthätigkeit (denn nicht „jeder Narr kann kritisiren“, wie sich neulich einmal höchst fein und geistreich eine verlegte Künstler(?)=Eitelkeit ausge-

brückt!) soll und darf sich weder von äußerlichen Einflüssen und Rücksichten, noch vom Gefühle übermannen lassen. Aber wo dieser Grundsatz, der allein eine unparteiische und unpersonliche Kritik ermöglicht, streng festgehalten wird — und wir glauben von ihm noch nirgend abgewichen zu sein — da wird auch auf jenen Enthusiasmus um so mehr zu geben sein, da er jedenfalls nur als ein Product vollendeter Leistung erscheint.

Doch können wir nun einmal das Kritisiren nicht lassen, und sind ja auch dazu da. Aber wo findet sich denn nun gleich Etwas dafür? Aber halt! Ein Punkt war vorhanden, an den ein gewissenhafter Recensent als an einen rettenden Strohalm aus der Gefahr des gar nicht Recensirenkönnens sich anklammern konnte; aber auch dieser Punkt ist eben nichts weiter als ein Austausch der Ansichten. Wir meinen nicht etwa die doppelte Besetzung der Fagotten, die wir nur billigen können, da auf das Hervortreten der diesem Instrumente zugetheilten Figuren der Componist sehr stark gerechnet hat, dieses aber bei einem so stark besetzten Orchester nur durch Verdoppelung zu erreichen ist, besonders wenn, wie heute, die Vier blasen wie Ein Mann! Auch nicht das Hinzufügen der Posaunen, das wir zwar als gewagtes, aber als ein gelungenes, den Charakter des Werks nirgend beeinträchtigendes ansehen müssen; eben so wenig die Verdoppelung der Hörner, die — sie blasen nur in den Tutti-Sätzen alle — einem so starken Orchesterkörper gegenüber durchaus angemessen erscheint. Sondern wir meinen das Tempo des ersten Satzes, das wir gern um ein Klein Wenig belebter gehört hätten, und — irren wir nicht — von unserer Kapelle unter derselben Direction auch schon so gehört haben. Das ist nun aber auch die ganze kritische Ausstellung, und — unter uns gesagt — wir fühlen uns glücklich und zufrieden, wie selten, daß wir keine weitere zu machen wissen. O, das Kritisiren und Recensiren wäre eine Freude, wenn man's immer mit solchen Leistungen zu thun hätte!

Es ist neulich irgendwo unverständiger Weise behauptet worden, das Orchester der Abonnementconcerte leiste ebensoviel wie die Kapelle. Und solche Aussprüche nennen die Leute nun Urtheil! Und solche Beurtheiler (?) maßen sich wohl gar öffentliche Urtheile an! — Die Leser d. Bl. wissen recht wohl, daß wir die Leistungen jenes Orchesters stets nach Möglichkeit anerkannt, daß wir den Fleiß und Eifer, die Lust und Liebe desselben und den dadurch ermöglichten Fortschritt gern und freudig anerkannt haben, weil er uns und gewiß allen Hörern so wohlthuend gewesen ist, so manche Freude bereitet hat. Aber eben die B-dur-Symphonie, deren nach Maßgabe der dort vorhandenen Mittel und Kräfte wohl befriedigende Ausführung im letzten Abonnementconcerte noch frisch im Gedächtnis sein wird, war wahrhaftig am besten geeignet, die Absurdi-

tät und Lächerlichkeit jenes Urtheils in's hellste Licht zu stellen, wenn nicht schon die bloße Anschauung der nothwendigen Zusammensetzung jenes Orchesters aus den heterogensten Bestandtheilen, der daraus von selbst folgenden verschiedenen Auffassungsweise, neben dem Unterschiede in der Behandlung der Instrumente und der geringeren Beschaffenheit und ungleichen Qualität derselben unter sich, und dem Mangel eines täglichen Zusammenspiels, jenes Urtheil auch dem Laien selbst als ein vages und gänzlich unbedachtes erscheinen lassen müßte — ja, wir stehen nicht an, zu behaupten, selbst als ein nachtheiliges für die Mitglieder jenes Orchesters, in sofern man nun leicht an ihre Leistungen einen Maasstab anlegen könnte, der bei ihnen der Natur der Sache nach ein ungerechter sein und zu einem offenbaren Verkennen des wirklich nach Möglichkeit tüchtig Geleisteten führen würde. Wieder ein Beweis, daß maasloses Lob weit nachtheiliger ist, als ernster, aber begründeter Tadel! —

Den zweiten Theil des Concerts bildete Mendelssohn-Bartholdy's Lobgesang, die bekannte Symphonie-Cantate, durch deren treffliche Ausführung im Ganzen wir uns ebenfalls befriedigt erklären müssen, wenn auch nicht in so hohem Maasse als bei Beethoven's Symphonie. Auch hier waltete frische Begeisterung, tiefes Durchdrungen- und Ergriffensein von den mannichfaltigen Schönheiten des Werkes, über die wir uns hier nicht näher zu verbreiten haben, da wir es als ein bekanntes ansehen dürfen, und die Ausführung im Orchester war, trotz ihrer mannichfachen Schwierigkeiten, eine technisch vollendete und geistig durch die feinsten Nuancirungen gehoben und getragen; nur ein einziges zu stark getriebenes zweigestrichenes g der Flöte, bei der Wiederkehr des Thema's im Allegretto, nach dem g-dur-Mittelsatz, ist uns aufgefallen, während sonst durchweg die Stimmung den ganzen Abend hindurch eine so glückliche, vollendet reine war, wie sie nicht immer vorkommt. Wir sagen: eine glückliche; denn es ist jedem erfahrenen Musiker bekannt, daß gerade in dieser Rücksicht äußere Einflüsse, Witterung, Temperatur u. s. w., häufig unbefiegbare Hindernisse erzeugen, die in unserm Theater durch die durchaus zweckwidrige Anlage der Instrumentenkammer, eines kaltgründigen, feuchten, dumpfen Behältnisses noch erhöht werden. — Auch der Chor leistete in Festigkeit und Sicherheit sein Möglichstes, aber er war der Orchestermaße gegenüber viel zu schwach, wie wir diesen Uebelstand ja auch bei großen Opern hier so häufig wahrnehmen, und namentlich erschienen die Bässe zu matt in dem sechsstimmigen Chorale a capella, wie denn auch das Unifono sämtlicher Stimmen in dem darauf folgenden Corale figurato nicht in so grandioser Weise hervortreten konnte, als der Componist es sich gedacht hat. Mit überwältigendster Kraft trat dagegen der schöne Chor: „Die Nacht ist vergangen“, her-

vor. Der Mangel einer Orgel (durch den hier und da angerathenen Gebrauch der Physharmonika nicht zu ersetzen), die der Componist zu diesem wie zu dem ersten und dem Schlusschore vorgeschrieben hat, ward hier weniger bemerkt; ihre Anwendung, wenn sie möglich gewesen, würde den Chor noch mehr gedeckt haben. Nur in dem figurirten Chorale ward jener Mangel schmerzlich empfunden, in sofern da gerade die Orgel selbständig und allein, der Unisonoführung der Stimmen und dem Figuriren des Orchesters gegenüber, die fest und kräftig fortschreitende Harmonie vertritt, und wir müssen anheimgeben, ob es an dieser Stelle nicht gerathener wäre, die Orgel durch Hinzufügung etwa von Messinginstrumenten zu ersetzen. — Die Ausführung der Solopartien hatten Mad. Kriete, Fr. Wächter und Hr. Bielzigky übernommen.

Man gestatte uns, hier noch einige Bemerkungen niederzulegen, die freilich zunächst mehr Aeußerlichkeiten betreffen, nichtsdestoweniger indes von wirklicher Bedeutsamkeit sind, und sich hier am ungezwungensten anreihen lassen. Die erste derselben betrifft die bei solchen Concerten hier gebräuchliche Aufstellung des Orchesters auf der Bühne, die wir durchaus so lange als eine unzweckmäßige bezeichnen müssen, als nicht eine vollständig, auch oben geschlossene Decoration, vorhanden ist. Schon die viele Leinwand der Coulissen dämpft den Ton sehr merklich, und da bei offenen Cossiten eine Tonbrechung nicht stattfinden kann, so verschallt die ganze Musik nach oben und den Seiten hin in so hohem Grade, daß selbst ein so stark besetztes Orchester, wie das heutige, in seiner Wirkung beeinträchtigt wird und nicht den überwältigenden Eindruck hervorzubringen vermag, den solche Instrumentalmassen mit Recht erwarten lassen, den derartige Compositionen gleichzeitig unbedingt fordern. Wir meinen, es könne in solchen Fällen ein geschmackvolles und imponirendes äußeres Arrangement, und als solches müssen wir das heutige bezeichnen, sehr wohl den gebieterischen Anforderungen der Zweckmäßigkeit und den Bedingungen eines günstigen Erfolges geopfert werden, abgesehen davon, daß selbst eine Ersparniß zu erzielen wäre, welche bei einem Concert für die Armen immerhin in angemessener Weise berücksichtigt werden darf. Uns nämlich würde es durchaus angemessen erscheinen, wenn das Orchester in seinem gewöhnlichen Raume verbliebe, und der Chor seine Plätze ganz vorn im Proscenium in einer möglichst kurzen Decoration (wo möglich leichte Holzwand) erhielte. — Die zweite Bemerkung betrifft die Pauken in unserer Kapelle, die tonlos klappen wie ein alter Kessel und schon längst durch neue hätten ersetzt werden sollen und müssen, da ihre Unzulänglichkeit und Unbrauchbarkeit allgemein anerkannt ist. Am unangenehmsten trat diese Tonlosigkeit heute im Andante der Beethoven'schen Symphonie hervor, wo der mächtige Eindruck, den ein voller, runder Ton dort

machen soll und machen muß, geradehin vernichtet ward. Vielleicht liegt es auch an dieser schlechten Beschaffenheit der Instrumente, daß wir dieselben so sehr oft nicht rein gestimmt hören! —

Das anwesende Publikum war dankbar und zeigte größtentheils lebendige Theilnahme an dem dargebotenen Genuße. Aber der Besuch des Hauses war ein so spärlicher, wie wir noch niemals ihn gesehen zu haben uns erinnern. Es ist das ein neuer und recht schlagender Beweis für den feinen Geschmack und lebendigen Kunstsinne des Dresdner großen Publikums, besonders wenn man mit der heutigen Leere die Ueberfüllung des Hauses bei der gestrigen, mehr als trivialen Räder'schen Posse in Vergleich stellt. Viel über Kunst und Kunstsinne und Kunstliebe schwagen, auch ohne die geringste Kenntniß, vielleicht selbst mit Verleugnung der innern bessern Ueberzeugung über musikalische und dramatische Productionen mit päpstlicher Unfehlbarkeit oft wahrhaft bemitleidenswerthe Urtheile fällen, oder zu einem mit hohlen Phrasen verbrämten Enthusiasmus sich hinausschrauben, übrigens aber bei jeder tüchtigen Production, die über die trivialste Platttheit sich erhebt, sich salonmäßig ennuyiren und ihr möglichst weit aus dem Wege gehen — über die Noth und das Elend der Armen schönrednerisch und salbungsvoll declamiren, aber auch das geringste Opfer zu deren Abhülfe egoistisch scheuen: das beweiset weder Kunstsinne noch Menschenliebe. Die Musik ist — wir haben es wiederholt ausgesprochen — in Dresden eben auch nichts weiter als Modesache, und nur ein sehr, sehr kleiner Theil des Publikums erkennt sie wirklich in ihrer hohen, hehren Bedeutung. Das ist schlimm genug; aber das Springen und Brüsten mit Musikverständnis und wahren Musiksinne, das Pochen auf feingebildeten Geschmack, wenn doch von alle dem gerade da, wo man es am ehesten erwarten zu dürfen glauben sollte, gar nichts in Wahrheit sich spüren läßt: das ist widerlich und ekelhaft. Uebrigens hätten wir bei all dieser trostlosen Leere dennoch zwei Personen weniger im Theater gewünscht, die sich nicht scheuten, während der ganzen Aufführung fast ohne Unterbrechung, und durch mehrfache Zeichen des Mißfallens durchaus nicht gestört, eine ziemlich laute Unterhaltung zu führen. Hätten diese Herren sich so unendlich, unausschieblich Wichtiges mitzutheilen — es ist nicht das erste Mal, daß sie dergleichen gethan — so würden sie wohlgethan haben, das Haus zu verlassen; denn es zeugt von wenig Achtung vor Kunst und Künstlern, derartige musikalische Productionen nur als willkommenes Accompagnement zu obligatem Gespräche zu betrachten — es zeugt auch von sehr geringer Achtung vor dem übrigen anwesenden Publikum, dasselbe absichtlich in einem Kunstgenusse zu stören, den man selber nicht zu schätzen weiß. Wir glauben nicht, daß man mit seinem Eintrittsbillet gleichzeitig das Recht erkaufte, sein Benehmen nach dem

der modischen Salons einzurichten, in welchen ja bekanntlich diese affectirte oder un-affectirte Nichtbeachtung der gesellschaftlichen Forderungen zum guten Tone gehört. Im Parterre würden die Bärenmützen schwerlich dergleichen dulden; weshalb soll es denn im zweiten Range gestattet sein?

W. J. S. C.

Repertoire.

Februar. 24. Zum ersten Male: Die verwunschene Prinzessin. Abenteuerliches Zauber-

märchen in 3 Abtheilungen und einem Vorspiel, von G. Räder. (Eine Räderiade, die an sich durch Trivialität und Langweiligkeit das Publikum tödten würde, wenn nicht die Zugaben der Inszenesetzung, namentlich was die Tableau's des letzten Actes anlangt, sobald man sich endlich mit unsäglicher Mühe bis zu diesen hindurchgeghnt hat, dem Auge eine geringe Aufhülfe geboten würde.) — 25. Musikalische Akademie. (S. oben.) — 26. Thomas Thyrnau. — 27. Die verwunschene Prinzessin. — 28. Die Hugenotten. Oper. — März. 1. Die verwunschene Prinzessin.

Feuilleton.

Kürzlich fanden in Hamburg zwei Gelehrte, D. Rothenburg und Stenz, in der Austiefung des Grundes, auf welchen die neue St. Nicolaikirche gebaut werden soll, eine Menge Glasscherben, die sie jedoch bei näherer Untersuchung für Krystalle erkannten. Es hat sich dabei ergeben, daß diese Krystalle eine neue Mineralspecies bilden, deren natürliches Vorkommen man bisher nicht beachtet hat. Das neue Mineral besteht aus phosphorsaurer Amoniak-Talkerde und Krystallwasser, und wurde zu Ehren des Präses der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, des russischen Gesandten v. Struve, Struvit genannt.

Die Delgemälde in der Isaakskirche zu Petersburg sollen innerhalb vier Jahren durch Mosaikbilder ersetzt werden, da man einsehen lernt, daß die Ersteren durch die große Feuchtigkeit des Gebäudes in kurzer Zeit gänzlich zerstört sein würden.

In Oesterreich, mit Ausnahme Ungarns, existiren 5226 Aerzte, 6413 Wundärzte, 14,847 Hebammen und 2316 Apotheken.

Die Sophien-Moschee in Konstantinopel ist die älteste, bedeutendste, wenn auch nicht die schönste. Es ist eine große, von marmornen Säulen getragene Kuppel von großer Spannung, die aber außer den Mosaikverzierungen an den Wänden keine besondern Schönheiten besitzt. Außerdem ist der Schmuß in diesem ehrwürdigen Denkmale vorherrschend, und Alles, was sonst diesen christlichen Tempel zierte, ist von den rohen fa-

natischen Muhamedanern vernichtet worden. Nur an der Decke des Chors schweben, kaum bemerkbar, zwei Engel, die der Sage nach, mehrfach übertüncht, stets wieder hervortreten. Weder das Außere noch das Innere befriedigen den Reisenden und er sieht sich in seinen Erwartungen gewaltig getäuscht.

Petersburg zählt 450,000 Bewohner. Die Hälfte derselben sind Leibeigene, zur andern Hälfte gehören gegen 50,000 Handwerker, 60,000 Soldaten, 10,000 Händler und 24,000 Ausländer. Davon gehören 23,000 der römisch-katholischen, 32,000 der lutherischen und reformirten und 2000 der mohamedanischen Kirche an. Die männliche Bevölkerung verhält sich zur weiblichen wie 2 : 1.

Katharina II. von Rußland befohl, um der Unmäßigkeit selbst unter den höhern Ständen Grenzen zu setzen, daß sich keine Dame, unter welchem Vorwand es auch immer sei, betrinken dürfe, und die Herren nicht vor 9 Uhr des Morgens. — Auch befohl sie, des Anstandes halber, daß kein Herr eine Dame in der Assemblée schlagen solle, widrigenfalls er davon ausgeschlossen würde.

Die Handelsflotten Europas bestehen aus 70,000 Fahrzeugen, die zusammen 6½ Mill. Tonnen betragen. Großbritannien zählt allein 23,253 Schiffe von 3 Mill. Tonnen; Frankreich 13,656 Schiffe von ungefähr 600,000 Tonnen; Schweden und Norwegen

5450 Schiffe von 471,772 Tonnen; Holland 1195 Schiffe von 275,084 Tonnen; beide Sicilien 9174 Schiffe von 213,198 Tonnen; Oesterreich 2397 Schiffe von 208,551 Tonnen, und Preußen 1339 Schiffe von 114,656 Last.

Die theologische Facultät in Erlangen hat kürzlich dem Professor Hengstenberg ein Belobungsschreiben wegen seines unermüdelichen Eifers in Betreff der religiösen Streitigkeiten unserer Zeit, eingesandt; auch giebt sie darin ihre innigste Theilnahme kund, daß er so viele Schmähungen und Bedrückungen von Seiten der protestantischen Lichtfreunde habe erdulden müssen. — Gleiche Brüder — gleiche Kappen.

In Petersburg zeigt man noch das Häuschen, welches bei Erbauung dieser Stadt Peter der Große sich selbst zimmerte. Es ist klein und unansehnlich und von dem Zahne der Zeit ziemlich zernagt.

In Paris, mit seinem Weichbitde inbegriffen, das gegen 1,200,000 Bewohner zählt, findet man nicht weniger als 62,000 Wittwen, worunter sich allerdings auch eine gute Zahl alter Jungfern befinden, die sich für Wittwen ausgeben, um vielleicht einen Mann noch zu kapern.

Die Newa ist der Ableiter alles Unrathes und Schmutzes von Petersburg, und dennoch schöpft der Russe seinen Wasserbedarf aus diesen schlammigen Kanälen, die im Sommer die übelriechendsten Dünste verbreiten und die Luft mit ihrem Peßhauche erfüllen. Dieses Wasser wird zu Speisen und Getränken benutzt, und es gehört nicht wenig Ueberwindung dazu, diese ohne Ekel zu genießen.

Ein Gutsbesitzer auf Finnland ließ neulich nach der Predigt Folgendes von der Kanzel verlesen: „Da wir jetzt durch einen Fehlgrieff der schwedischen Regierung Russen geworden, und natürlich sonach fromme und zahme Leute sind, so werden die Schwäne der Dorfbewohner von Annetto und Tojkala hiermit gewarnt, nicht Schaden auf dem Grundstücke von Höjala anzurichten; sonst ladet und schießt: Armfelt.“

In Berlin wurden in kurzer Zeit drei Volksschullehrer wahnsinnig, ja ein Vierter erschoss sich sogar.

Das Ministerium des Innern ließ deshalb eine Untersuchung anstellen — und siehe, es ergab sich, daß diese Unglücklichen nicht im Stande waren, täglich für zwei Silber Groschen mit ihrer Familie zu leben. Nach diesen traurigen Fällen will man sich nun bewogen fühlen lassen, den armen, von Nahrungsforgen tiefgebeugten Volksschullehrern eine Gehaltserhöhung zu gestatten.

Der Russe unterscheidet sich von dem Deutschen und Franzosen beim Trinken dadurch, daß, wenn eine Fliege in ein Glas Wein fällt, der Deutsche diese herausnimmt, der Franzose aber den Wein mit der Fliege weggießt, der Russe aber den Wein sammt dieser verschluckt, um sich auch den von diesem Insekt eingesogenen Wein nicht entgehen zu lassen.

Der Generalsuperintendent zu Breslau, D. Hahn, verpflichtet jetzt die zu ordinirenden Geistlichen, statt wie früher auf die heilige Schrift, auf die — symbolischen Bücher.

Das Christenthum in China war zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter den Einflüssen jesuitischer Missionäre so weit gediehen, daß man die Hoffnung hegen konnte, dieses ungeheure Reich gänzlich der römischen Hierarchie zu unterwerfen. Allein ein Streit, durch Bettelmönche verursacht, die neidisch auf die Jesuiten waren, öffneten den Chinesen noch zu guter Zeit die Augen, sich den gelegten Schlingen zu entziehen. Seit jener Zeit wurden die Christen in China auf's hartnäckigste verfolgt, und alle Versuche, das Christenthum einzuschmuggeln, scheiterte an den starren Köpfen der Chinesen.

Die weitläufigen und bedeutenden Güter russischer Großen sind oft so verschuldet, daß der Senat sich genöthigt sieht, um die Schuldenlast zu decken, diese mit den leibeigenen Bewohnern an die Meistbietenden zu verkaufen. So z. B. beträgt die Schuldenlast eines reichbegüterten Grafen Kutaisow nicht weniger als 1,508,925 Rubel Banko. Um diese Schuld theilweise zu tilgen, läßt der Senat seine Besitzungen nebst 3702 Bauern öffentlich versteigern.

Des Russen Glauben an Gerechtigkeit ist in dem Sprüchwort genugsam angedeutet: „Der Himmel ist hoch, der Czar ist weit!“ 25.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.